

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zusätzlich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition; Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einspaltige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 6 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37536. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Reichsfinanzler will Entscheidung

Ergebnislose Verhandlungen der Großen Koalition am Sonntag. Heute Besprechungen ohne Volkspartei.

Die für Sonntag nachmittag 4 Uhr unter dem Vorsitz des Reichsfinanzlers anberaumten Verhandlungen der Regierungsparteien mußten bereits nach halbstündiger Dauer ergebnislos abgebrochen werden. Die politisch-parlamentarische Lage hat dadurch eine außerordentliche Verschärfung erfahren.

Im Verlauf der kurzen Verhandlungen erklärten alle Fraktionsvertreter auf die Frage des Reichsfinanzlers, daß sich an dem Standpunkt ihrer Fraktionen nichts geändert habe. Der Reichsfinanzler erklärte daraufhin, die Regierung könne die Beratung der Young-Gesetze nicht länger von der Austragung der in der Finanzfrage zwischen den Regierungsparteien bestehenden Differenzen abhängig machen.

Sie werde vom Parlament eine eindeutige Entscheidung verlangen und damit die Verantwortung für das Schicksal der Young-Gesetze klarstellen.

Man kam schließlich, um Zeit für weitere Verhandlungen zu gewinnen, überein, die ursprünglich für Montag in Aussicht genommene Abstimmung über den Young-Plan in zweiter Lesung auf Dienstag zu verlagern.

Als äußerster Termin für die dritte Beratung und Schlussabstimmung über die Young-Gesetze wurde der Mittwoch festgelegt.

Obwohl auch in dieser Besprechung Zentrum und Bayerische Volkspartei für den Fall, daß keine Verständigung über die Finanzfragen erfolgt, Stimmenthaltung ankündigten und die Demokraten sich dem Vorgehen des Zentrums anschließen wollen, rechnete die Regierung damit, daß die Young-Gesetze vom Reichstag angenommen werden und die Verständigung über die Finanzfrage nachher gesucht wird.

Verhandlungen ohne die Volkspartei.

Im Anschluß an die interfraktionellen Besprechungen mit der Reichsregierung fanden Besprechungen zwischen den Vertretern der Sozialdemokratie, des Zentrums, der Demokraten und der Bayerischen Volkspartei statt. Sie dienten der Klärung der Frage, ob zwischen diesen Parteien unter Ausschluß der Deutschen Volkspartei über die Finanzfragen eine Verständigung möglich ist. Wie der „Soz. Pressedienst“ erfährt, sind über die Vorschläge zur Sanierung der Arbeitslosenversicherung nennenswerte Differenzen nicht vorhanden. Dagegen findet die Vorlage der Regierung über die Ausgabenbedeckung und die gesetzliche Festlegung der Steuererhöhung im Jahre 1931 nach wie vor bei der Sozialdemokratie und der Bayerischen Volkspartei Widerstand. Auch in den einzelnen Steuerfragen sind Gegensätze vorhanden, die z. B. bei der Biersteuer recht erheblich sind.

Diese Verhandlungen sind am Montag vormittag fortgesetzt worden, aber noch nicht zum Abschluß gekommen.

Der Reichsfinanzler beim Reichspräsidenten

Der Reichspräsident empfing heute den Reichsfinanzler zum Vortrag über die politische Lage. Ferner nahm der Reichspräsident heute einen Vortrag des Reichsministers des Auswärtigen Dr. Curtius, des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft Dr. Dietrich und des deutschen Gesandten in Warschau, Raucher, über den deutsch-polnischen Handelsvertrag entgegen.

Abmarsch nach rechts!

Der Weg der Volkspartei.

Die Volkspartei treibt zur Krise. Sie besteht auf dem Abbau der Arbeitslosenversicherung und verwirft deshalb das Programm ihres Finanzministers Rodenhauer. Einfluß maßgebende Kreise der Volkspartei sagen offen, daß die (Fortsetzung auf der 2. Seite.)

Die Mörder vom Hafenkreuz.

Ein Teil der Röntgentaler Mordbanditen festgenommen.

Die Untersuchung der Politischen Polizei in der Röntgentaler Mordaffäre geht seiner Klärung entgegen. Acht Nationalsozialisten, die in den dringenden Verdacht stehen, an dem feigen Feuerüberfall auf das Reichsbanner beteiligt zu sein, wurden festgenommen. Es handelt sich um Mitglieder der Röntgentaler und Berliner Ortsgruppe der NSDAP.

Zwei der rechtsradikalen Verbrecher konnten bereits die aktive Teilnahme an der nächtlichen Schießerei nachgewiesen werden. Den anderen Tätern, unter denen sich in der Hauptsache Berliner Nationalsozialisten befinden, ist die Polizei auf der Spur. Sie dürfte sie noch im Laufe des heutigen Tages fassen und hinter Schloß und Riegel legen. Im übrigen haben die bisherigen Ermittlungen ergeben, daß der Ueberfall bis in alle Einzelheiten vorbereitet war und von etwa 50 Nationalsozialisten ausgeführt wurde.

In Ergänzung unserer bisherigen Ermittlungen gibt der Polizeipräsident heute mittag noch folgende Erklärung: Am 5. März d. J. hatte das Reichsbanner in Röntgental einen Musikabendsabend in dem Lokal von Meißel. Beim Ausschauen des Lokals wurden zwei Reichsbannerleute von einigen Angehörigen der NSDAP angerempelt, ohne daß es jedoch hierbei zu tätlichen Auseinandersetzungen kam. Hieron machte einer der Beteiligten den im Lokal Edelweiß tagenden Angehörigen der NSDAP Mitteilung. Es wurde beschloffen, Verstärkung aus Berlin heranzuholen, um dem Reichsbanner „eins auszuwaschen“. Nach Eintreffen der Verstärkung nach 21 Uhr nahmen die Mitglieder der NSDAP an einer Strahenede in unmittelbarer Nähe des Lokals Aufstellung und empfingen die Reichsbannerleute, die nach Hause gehen wollten, mit einigen Salven Schüssen, ohne daß es vorher erneut zu Stillschüssen gekommen ist. Hierbei wurden drei Angehörige des Reichsbanners durch Schüsse verletzt und der unbefähigte Arbeiter Kubow, der gerade aus einer in dem gleichen Lokal stattgefundenen Mieterversammlung kam, durch einen Schuß tödlich verletzt. Kubow soll der KPD nahestehen. Die durch Beamte der Landeskeimlingspolizeistelle Berlin in enger Zusammenarbeit mit der Ortspolizeibehörde geführten Ermittlungen haben zur Festnahme von acht an dem Ueberfall beteiligten Personen geführt, von denen sieben dem zuständigen Amtsgericht Bernau zum Erloß eines

Haftbefehls bereits zugeführt worden sind. Die weiteren Ermittlungen dürften auch zur Festnahme des Schützen führen, der den tödlichen Schuß auf Kubow abgegeben hat.

Eine Protestkundgebung

gegen die nationalsozialistischen Mordbuben, die das Reichsbanner gemeinsam mit der Sozialdemokratischen Partei zum Sonntag mittag nach Röntgental einberufen hatte, war überfüllt. Landtagsabgeordneter Erich Küttner fand die Zustimmung der gesamten Versammlung, als er dieses politisch maskierte Verbrechertum brandmarkte. Politik ist Dienst am Staate, Dienst am Volke. Die Täter dieser Verbrecher dürfen nicht länger als politische Laten verberriecht werden. Vom Staate müssen wir verlangen, daß er für Ruhe und Ordnung sorgt. Die Landjäger haben in Röntgental versagt. Obgleich das Reichsbanner den Landjäger bat, in der Nähe des Lokals zu bleiben, hat er sich um diese Aufforderung nicht gekümmert und ist erst dann wieder erschienen, als aus Berlin das Ueberfallkommando eingetroffen war. Die sozialdemokratische Landtagsfraktion hat außerdem eine Anfrage an das Staatsministerium gerichtet und verlangt, daß endlich einmal den uniformierten Banditen das Handwerk völlig gelegt wird. Der nachweisbare Besitz von Waffen genügt, um diese Organisation aufzulösen. Bei den Nationalsozialisten läßt sich außerdem mit Leichtigkeit nachweisen, daß derartige Ueberfälle häufiger unternommen wurden. Der Parteivorsitzende Goether teilte noch mit, daß die sozialdemokratischen Mitglieder der Gemeindevertretung beantragt haben, daß die Bestattung des erschossenen Kubow auf Gemeindefosten erfolgt. In der Versammlung wurde auch für die Witwe des Erschossenen gesammelt.

Von den Opfern des 6. März ist der Arbeiter Erich Frischmann aus der Schillerstr. 28 an den Folgen eines Bauchschusses im Westendstranzenhaus gestorben. Die übrigen Opfer des verbrecherischen Treibens der Kommunisten dürften mit dem Leben davonkommen, obwohl ein Teil nach wie vor außerordentlich schwer daniederliegt.

Das Rätsel der schwimmenden Inseln. Mit Erde und Vegetation bedeckte Eisberge.

Kopenhagen, 10. März.

Wie aus Oslo gemeldet wird, ist es dem augenblicklich im nördlichen Eismeer befindlichen Expeditionsschiff „Norvegia“ gelungen, das Geheimnis der Inseln aufzudecken, die bei verschiedenen Gelegenheiten in der Antarktis entdeckt, trotz genauer Ortsangabe aber nie wiedergefunden werden konnten. Zu diesen geheimnisvollen Inseln gehört auch die Thompson-Insel, die ebenfalls nicht wiedergefunden werden konnte. Als im Vorjahre die Bouvet-Insel entdeckt wurde, kam die Vermutung auf, daß es sich hierbei um die Thompson-Insel handele. Die norwegische Expedition selbst hatte im vorigen Jahre eine Insel entdeckt, ohne sie in diesem Winter wiederfinden zu können. Dagegen wurden mehrere Inseln in Gegenden entdeckt, wo im vorigen Jahre nur freies Meer war. Daraufhin von der Expedition vorgenommene Untersuchungen ergaben, daß die Inseln nichts anderes als ungeheure mit Erde bedeckte Eisberge sind. Bei einer späteren Expedition sollen genauere Nachforschungen in dieser Richtung angestellt werden.

Trauertag in Frankreich.

Paris, 10. März.

In ganz Frankreich war gestern Nationaltrauertag wegen der Ueberflutungs- und Katastrophe. Alle öffentlichen Gebäude haben halbmaß gestlagt. In den Theatern und Konzerten wurden Sammlungen veranstaltet. Die Aufräumungsarbeiten im Ueberflutungsgebiet schreiten fort, werden jedoch infolge der Größe und der Ausdehnung der zerstörten Gebiete noch Wochen andauern. In den Departements Larn und Garonne konnten bisher 132 Leichen identifiziert werden.

Rivalen.



Eugenberg: „Wollen Sie etwa auch Diktator werden? Hüten Sie sich! Noch sollte ich den Rekord an Unbegreiflichkeiten!“

Rechtsmarsch der Volkspartei.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Reichstagsfraktion der Volkspartei sich dem Druck des Unternehmertums fügt, das die Aufhebung der Koalition mit der Sozialdemokratie, den Abmarsch nach rechts fordert.

Die Volkspartei will im Reich denselben Weg gehen wie in Thüringen und Sachsen. In Thüringen ist sie gemeinsam mit dem Nationalsozialistischen Fried in der Regierung — in Sachsen hat sie das Koalitionsangebot der Sozialdemokratie von vornherein abgelehnt und will die Bildung eines neuen Bürgerblocks gegen die Arbeiterschaft versuchen.

Sie hofft, daß ein Ausscheiden aus der Großen Koalition im Reich und die nachfolgende Krise die Voraussetzungen für einen künftigen Bürgerblock im Reich schaffen werden. Sie sucht die Bundesgenossenschaft der Deutschnationalen gegen die Erwerbslosen für den Abbau der Arbeitslosenversicherung.

Die Mahnungen aller Sachverständigen, daß Abbau der Arbeitslosenversicherung lediglich Abwälzung auf den Fiskus bedeutet, werden in den Wind geschlagen. Ein engstirniges arbeitseindliches Unternehmertum bestimmt den Kurs der Volkspartei. Nur ein kleiner Teil der volksparteilichen Reichstagsfraktion steht noch zu den volksparteilichen Ministern.

Volkspartei will Nazi-Politik.

Sie lehnt Koalition mit Sozialdemokraten ab.

Dresden, 10. März. (Eigenbericht.)

Die gegenwärtige Stellungnahme der Deutschen Volkspartei zur Sozialdemokratie zeigte sich am Sonntag auf dem Vertretertag der Deutschen Volkspartei in Sachsen.

Die sozialdemokratischen Parteinstellen hatten bei der Volkspartei und den Demokraten schriftlich angefragt, ob sie zu Verhandlungen über eine Regierungsbildung mit der sozialdemokratischen Landtagsfraktion bereit seien. Die Volkspartei hat am Sonntag erklärt, daß bei den letzten Landtagswahlen deutlich zum Ausdruck gekommene Wünsche der sächsischen Wählerschaft habe sich ebenso gegen eine Herrschaft der Linken wie gegen eine Zusammenarbeit mit der Sozialdemokratie ausgesprochen. Die Volkspartei entnehme deshalb auch diesen Wahlen die sie bindende Verpflichtung, alle Kräfte daran zu setzen, um die Bildung einer von der Sozialdemokratie unabhängigen Regierung in die Wege zu leiten. Allen dahingehenden Bemühungen habe sie jede nur mögliche Unterstützung zu leisten. Sollten diese Versuche dennoch ergebnislos bleiben, so wäre das Schicksal des Landes vom Willen der Wählerschaft abhängig zu machen.

Als Ablehnung der großen Koalition, gleichzeitig neues Angebot an die Deutschnationalen und Nazis, die eben erst die Bürgerblockregierung gestürzt haben! Das sind die Epigonen Stresemanns!

Schwache Börse.

Die Frage des Reichsbankpräsidenten beunruhigt die Börse nicht mehr sonderlich. Eine Unsicherheit herrscht aber wegen der absolut ungeklärten Verhältnisse im Reichstag. Empfindlichere Kursrückgänge gibt es nicht. Immerhin hat die große Unsicherheit in der politischen Lage verschiedene Kurse etwas schwächer werden lassen. Es kommt zu keinem richtigen Geschäft.

Zwei Schupos erschossen.

Von Festgenommenen in Frankfurt a. M. und Königsberg.

Der gestrige Sonntag hat in Preußen zwei Schupo-Beamten das Leben gekostet. In Frankfurt a. M. und in Königsberg wurden die beiden Beamten bei der Ausübung ihres Dienstes hinterläßt von Leuten erschossen, deren Festnahme sie vorantasteten.

In Frankfurt a. M. war es der Oberwachmeister Kern, der in früher Morgenstunde, als er einen ohne Licht fahrenden Radfahrer anhielt, von diesem erschossen wurde. Der entkommene Täter wurde durch eine am Tatort aufgefundene Invalidentasche als ein gewisser Herbert Schulle aus Leipzig-Lindenau festgestellt, der nach Angabe der Leipziger Polizei ein trotz seiner Jugend schon sehr bekannter Eindringler und Fahrraddieb ist. Der getötete Polizeibeamte hinterläßt Frau und zwei Kinder.

In Königsberg wollte der Oberwachmeister Andres einen Passanten feststellen, der eine Scheibe zertrümmert hatte. Da der Passant keine Ausweispapiere hatte, mußte Andres ihn zur Schloßwache führen. Auf dem Wege dorthin schoß der Passant in dem dunklen Schloßportal plötzlich ohne jede vorherige Drohung dem Polizeioberwachmeister Andres aus einer Selbsttötungspistole eine Kugel durch den Kopf, so daß alsbald der Tod eintrat. Der Täter gab auf zwei andere ihn begleitende Beamte noch mehrere Schüsse ab, glücklicherweise ohne zu treffen. Er wurde ebenso wie seine Begleiterin, die Tänzerin Ute Rose, nach schweren Widerstand übermächtig und zur Schloßwache gebracht. Dort wurde er als Schauspieler Willibald Hennig, geboren am 27. Januar 1893 in Johannisburg, Ostpreußen, festgestellt.

Bohum, 10. März. (Eigenbericht.)

In Hertzogen, das sich in der letzten Zeit zu einer kommunistischen Hochburg entwickelt hat, kam es am Sonnabend während einer kommunistischen Belegschaftsversammlung zu Ausschreitungen. Die Polizei, die die Straße frei machen wollte, wurde mehrmals mit Steinwürfen empfangen. Als einer der Rädelsführer, der mit einem Totschläger gegen die Polizeibeamten voringing, verhaftet werden sollte, fielen Schüsse aus der Menge. Ein Beamter wurde durch zwei Schüsse schwer verletzt.

Herr Arnold Redberg bittet uns mitzutteilen, daß die Anfrage des „Club de France“ nicht an mehrere Personen, sondern an ihn allein gerichtet worden sei. Auch habe er in der Befamtheit seiner Antworten, von denen nur zwei wiedergegeben worden seien, die Notwendigkeit der deutsch-französischen Verständigung betont. Seine politischen Bemühungen seien erfolgreich gewesen, da der von ihm mitgeteilte Kollaps dem deutsch-französischen Eisen- und Chemiepakt zum Vorbild gedient habe.



Wasser bis zum Dach

In Montauban, Südfrankreich, stieg bei der großen Ueberschwemmung das Wasser bis zur Höhe der Dächer. Mehrere hundert Einwohner, die sich auf die Dächer gerettet hatten, konnten geborgen werden.

Lardieus „doppeltes Verbrechen“.

Blum klagt Marinepolitik an. — Briand erfolglos bei Macdonald.

Paris, 10. März. (Eigenbericht.)

Macdonald und Briand hatten am Sonntag in Choquers eine längere Unterredung.

Die Besprechung scheint nach der Pariser Presse zu urteilen vollkommen negativ verlaufen zu sein. Briands Sicherheitsformel soll zwar mit Höflichkeit anhört worden sein, doch habe die Erklärung Macdonalds in seiner Rundfunkrede an Amerika, daß England keinen neuen Bündnisvertrag abschließen wolle, deutlich genug gezeigt, wie wenig Briand erreicht habe. Das „Echo de Paris“ erklärt, das Höchste was die Londoner Flottenkonferenz noch erreichen könne, sei der Abschluß eines Rüstungsstillstandes bis 1936. Die übrigen Blätter, wie der offizielle „Vest Parisien“, der „Matin“ und das „Journal“ bemühen sich, die Verantwortung für den zu erwartenden Mißerfolg auf Italien abzuwälzen, das Frankreich mit seiner Forderung nach Flottengleichheit jedes Entgegenkommen unmöglich mache.

Léon Blum schreibt im „Populaire“, die französische Politik in London begehe ein doppeltes Verbrechen gegen den Frieden. Frankreich verlange einmal trotz der Vernichtung der deutschen Kriegsmarine und trotz des Abschlusses des Locarno-Vertrages, seine Flottenmacht um 250 000 Tonnen zu erhöhen. Darüber hinaus aber erwarte es grundlos die bisher abgeschlossenen Sicherheitsverträge, die angeblich eine Herabsetzung seiner Tonnage nicht gestatteten. Es besteht kein Zweifel, daß, wenn Frankreich bei dieser Haltung bleibe, es die Konferenz in einen Engpaß treiben werde.

Kein Bündnis — ein politisches Abkommen.

London, 10. März. (Eigenbericht.)

Ramsay Macdonald betonte am Sonntag in einem Rundfunkvortrag, der von England nach Amerika übertragen wurde, daß ein eventuelles politisches Abkommen, das in London zwischen den Seemächten getroffen werden würde, keineswegs militärischen Allianzcharakter tragen werde. Es sei vielmehr beabsichtigt, zwischen den Seemächten das Versprechen gegenseitigen guten Willens und wechselseitiger friedlicher Absichten zu erzielen, das sich auf der Linie der von Präsident Hoover und ihm selbst in Amerika abgegebenen Erklärung halten werde. Ein derartiges Versprechen müsse die Möglichkeit weitestgehender Herabsetzung der Schiffsbauprogramme bieten, falls die Staatsmänner irgendwelches Vertrauen in die gegenseitigen Unterschriften setzten.

Das kommunistische Karussell.

Der 6. März im kommunistischen Urteil.

Die Riesenpleite der kommunistischen Aktion vom 6. März wird in der rechtskommunistischen „Arbeiterpolitik“ von August Thalheimer und unbarmerzig ins rechte Licht gerückt. Thalheimer stellt fest:

Der kläglichen Niederlage der Partei vom 1. Februar ist die noch jammervollere des 6. März gefolgt. Man kann nicht einmal von einer Parteidemonstration reden. Ein charakteristisches Beispiel. Zu einer Hauptkundgebung waren am Abend des 6. März im Zentrum Berlins mehrere Bezirke aufgebildet. Zwischen Friedrichstraße und Belle-Alliance-Platz in Berlin demonstrierten der frühere Bezirk Neukölln, der 1. und 6. Bezirk. Die Demonstration zählte 150 Mann, die auf einer Straße von etwa 150 Meter beinahe unbesiegt und dann durch die Polizei-attacke auseinandergehauen wurden. Die genannten Parteibezirke zählten rund 3000 Mann. Wo blieben diese 3000? Sie streiften! Sie taten nicht mit! Es demonstrierten die leeren Instanzen und die Parteifunktionäre. Die lebenden Instanzen markierten vielfach die unbeteiligten Zuschauer oder stühten im Autobus über das Schlachtfeld. Kein einziger Berliner Großbetrieb strahlte oder beteiligte sich in irgend erheblicher Zahl an der Demonstration.

Die Siegesberichte der „Roten Fahne“ tut Thalheimer kurz ab: „Es handelt sich um lügenhafte Phrasen, die schon rein mechanisch abgeleiert werden.“ Seine Kritik schließt mit Bitterkeit:

„Das Neue ist höchstens dies, daß jetzt nicht einmal mehr die Parteimitglieder mitmachen. Aber das Alte bleibt und verstärkt sich mit jeder großen Aktion: Die Isolierung der Partei von der Arbeiterklasse, die Anwendung der Arbeitermassen von der Partei. Wie oft soll die Probe auf den ultimativen Unsinn noch wiederholt werden? Wenn es nach den Parteiinstanzen geht, so wird das ins Unergründliche gehen. Nach dem 6. März der 1. Mai, nach dem 1. Mai ein neues Datum, ein neues Egerzium. Ein wahres Karussell! Jedesmal Sieg und jedesmal muß wieder von vorn angefangen werden zu liegen.“

Die Kritik ist richtig, aber sie verzweifelt, daß das Karussell von Rostau besohlen ist, und daß der Parteikommunist fliegt, wenn er nicht portiert. Thalheimer hat gewagt, nicht zu parieren, und ist geflogen. Was hilft also

Unabhängigkeit oder Gefängnis.

Gandhi beginnt seinen Feldzug gegen England.

Paris, 10. März. (Eigenbericht.)

Der Führer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, Mahatma Gandhi, hat einem Sonderberichterstatter des „Matin“ ein ausführliches Interview über seinen Kampf gegen England gewährt. Er habe für sein Programm des „Nichtgehorsams“ nur eine Grenze gesetzt, die er nicht überschreiten wolle: die der Gewaltmäßigkeit. Er sei entschlossen, zu handeln, bis entweder Indien seine Unabhängigkeit erhalten habe, oder bis er und alle seine Anhänger im Gefängnis säßen. Er sei sich klar darüber, daß seine Bewegung die Anarchie und Unterdrückungsmassnahmen hervorrufen könne. Aber er sei nicht minder sicher, daß er heute wirklich imstande sei, jede Zusammenarbeit mit den englischen Behörden unmöglich zu machen. Die Engländer müßten mindestens 50 000 Personen ins Gefängnis werfen, um überhaupt nur die hauptsächlichsten Führer der Unabhängigkeitsbewegung festzusetzen. Er selbst sei sich bewußt, daß er als erster festgenommen werde. Bei erster Gelegenheit schon, die die Engländer finden könnten, um irgendwelche Repressalien zu rechtfertigen, dürften sie ihn selbst und seine treuen Freunde verhaften. Aber er hoffe, daß alle Völker der Welt, die noch ein Gefühl der Gerechtigkeit besitzen, den Engländern laut und deutlich sagten, was für ein Verbrechen sie an Indien begingen.

Vorsichtige Taktik auf beiden Seiten.

London, 10. März.

Nach dem für Mittwoch angekündigten Beginn des Gandhischen Marsches werden nunmehr die Abwehrmaßnahmen auf englischer Seite ernsthaft erwogen. Die Provinzialregierung von Bombay hat sich mit der Zentralregierung in Verbindung gesetzt, um die Maßnahmen festzulegen, mit denen Gandhi im Verlaufe seines Feldzuges begegnet werden soll. Vorläufig bleibt die beiderseitige Haltung ein vorsichtiger Abtasten. Auf englischer Seite sucht man sich ein möglichst zuverlässiges Bild über die hinter Gandhi stehenden Kräfte und die voraussetzlichen Wirkungsmöglichkeiten seiner Kampagne zu verschaffen, während Gandhi bestrebt ist, genaue Anhaltspunkte dafür zu erhalten, wie weit die britische Verwaltung unter Umständen zu gehen beabsichtigt.

dem Kommunisten die schönste Kritik, wenn er sich nicht aus der Moskauer Sklaverei freimacht? Die Thalheimerische Kritik ist wahrhaftig in ihrer Darstellung der Dinge in Deutschland — sie ist unwahrhaftig, insofern sie noch die Illusion nähren will, als seien die Stalin und Genossen vernünftiger als Thalheimer, Neumann u. Co.!

Groener gegen Nicolai.

Eine Erklärung über die „Welt am Montag“.

Reichswehrminister Groener hat an den Chefredakteur der „Welt am Montag“, von Gerlach, nachstehendes Schreiben gerichtet:

„Sie haben in letzter Zeit in verschiedenen Artikeln über politische Strömungen in der Reichswehr, insbesondere über den entscheidenden Einfluß des Oberst a. D. Nicolai auf diese Strömungen, berichtet. Dazu stelle ich folgendes fest:

1. In der Reichswehr gibt es keine politischen Strömungen, sondern nur Gehorsam gegen die erlassenen Befehle. Soweit diese Befehle politischer Natur sind oder auf politischen Beschlüssen beruhen, gehen sie nur von mir aus, und ich allein trage die politische Verantwortung dafür.

2. Ich kenne die augenblickliche Tätigkeit und Absichten des Oberst a. D. Nicolai nicht, müßte sie aber, wenn sie Ihren Behauptungen entsprechen, ablehnen und dagegen einschreiten.

3. Ich weiß nur, daß Oberst a. D. Nicolai nicht den geringsten Einfluß auf meine Entschlüsse hat, daß General von Schleicher den Oberst a. D. Nicolai seit Jahren weder gesehen noch gesprochen, noch irgendwelche Beziehungen zu ihm hat und daß die Behauptung, Nicolai sei der Verbindungsmann zwischen der Reichswehr und Rostau völlig unsinnig ist.

4. Derartige Behauptungen, die wohl alle aus derselben Quelle stammen, müssen ebenso als Ausgeburt einer krankhaften Phantasie bezeichnet werden, wie die vor kurzer Zeit durch die Presse gebrachte Nachricht, die Reichswehr wolle auf Oberst a. D. Nicolais Betreiben einen großen Kreuzzug gegen Sowjetrußland ins Leben rufen. Ich bedauere aufrichtig, daß ernsthafteste Vorklärer oder Journalisten einen derartigen Unfuhm verbreiten helfen.“

Der frühere preussische Eisenbahnminister von Breitenbach ist kurz vor Vollendung seines 80. Lebensjahres heute früh in Bielefeld gestorben.

Haltlose Jugend.

Der Ueberfall auf die Großmutter.

Eine Sache, so übel, daß man sie sich kaum denken kann. Ein Fürsorgezögling erhält nach monatlichem Aufenthalt in der Anstalt am 8. Januar d. J. Urlaub zu seinen Eltern. Er kehrt nicht zurück, treibt sich herum, lernt im Rodene einen arbeitslosen jungen Menschen kennen, beide haben keinen Pfennig Geld, übernachten auf Hausböden, und der Fürsorgezögling, der schon früher einmal seine Großmutter, die immer gut zu ihm war, um 400 Mark bestohlen hatte, kommt auf den Gedanken, sie zu überfallen und zu berauben. Der andere junge Mensch ist ohne weiteres damit einverstanden; die Großmutter soll mit einem Hammer ohne Stiel niedergeschlagen werden. „Wir wollten sie nur betäuben“, sagten sie später. Am 8. Januar machen sie sich auf den Weg. Die Großmutter ist nicht zu Hause. Um 1/4 11 kommen sie wieder. Sie klingeln, erhalten Einlaß, der neue Freund stellt sich gleichfalls als Fürsorgezögling vor. Der Hammer, ein Pfund schwer, ist in Papier gewickelt, bereits in der Tasche des Freundes, dem Entel kommen aber im letzten Augenblick Bedenken; er schreibt auf dem Rande einer Zeitung: „Bitte mach allein, ich kann nicht“ und geht hinaus. Der Freund erhebt sich vom Stuhl, legt sich auf einen anderen, springt plötzlich auf die Großmutter zu, packt sie am Hals, schlägt mit dem Hammer ihr dreimal auf den Kopf, die alte Frau schreit um Hilfe, der junge Mensch wirft sie zu Boden, schlägt sie mit dem Kopf gegen die Diele, sie umklammert seine Beine, bittet, ihr das Leben zu lassen, gibt ihm ihr Portemonnaie mit 5 Mark heraus, weist auf den Spind hin, wo er noch 13 Mark findet und, nachdem der Entel die Türe geöffnet, um sich Poletot und Schol herausreichen zu lassen, entfernen sich beide, unter Mitnahme zweier Armbanduhrer. Am 24. Januar wurde der Entel verhaftet, am 25. stellte sich sein Komplize freiwillig. Nachdem dieser die Wahrheit gesagt, gab jener das Zeugnis auf.

Gestern standen beide — Arno H., 17jährig, und Paul D., 21 Jahre alt — vor dem Schöffengericht Neustadt. Sie erzählten wie es war. Wie sie das hatten tun können, erfährt man nicht, das interessierte auch nicht das Gericht. Auf Veranlassung des Verteidigers hörte man nur noch, daß Arno H. als 17jähriger eine schwere Gehirnerschütterung mit bleibenden Folgen davongetragen, daß Paul D., von Beruf Dreher, weder Mutter noch Vater gekannt — der letztere starb im Kriege — und zweimal wegen Diebstahls verurteilt ist. Weiter nichts. Allerdings war ein Vertreter des Jugendamtes Neustadt anwesend. Er hatte auch Akten über beide Jungen bei sich, gab dem Richter Aufschluß über deren Vorstrafen, und in der Pause erfuh man Verschiedenes über die beiden, was der Staatsanwalt vielleicht bereits bei Stellung seiner Strafanträge — 2 1/2 Jahre Gefängnis für Arno H., 4 Jahre Gefängnis für Paul D. — hätte wissen sollen. Auch ein psychiatrisches Gutachten über die Folgen der Gehirnerschütterung besand sich bei den Akten. Das alles interessierte aber, wie gesagt, das Gericht nicht. Mit seinem Urteil war es bald fertig: 2 1/2 Jahre Gefängnis für H., 4 Jahre Gefängnis für D. — eine „ausreichende Sühne“. Vielleicht war das Urteil richtig, das Strafmaß gerechtfertigt, aber doch sagte man sich: Arno H. gehört eigentlich vor das Jugendgericht. Hätte auch dieses sich in keiner Weise für die Persönlichkeit des jungen Menschen interessiert und ist es nicht gewissermaßen ministerielle Vorkaufsfrist — von allem anderen, auch rein menschlichen und pädagogischen, abgesehen —, in die tieferen Ursachen der Tat und ihrer Motive einzudringen? Das Schöffengericht Neustadt unter dem Vorsitz des Landgerichtsdirektors Guhrauer scheint das nicht für erforderlich zu halten. Die gleiche Schöffensabteilung hatte es eiliger mit dem Aburteilen als das Schnellgericht in der Diraßenstraße. Selbst dort gehen die Richter, insbesondere, wenn es sich um junge Menschen handelt, mehr auf die Persönlichkeit und die Motive der Tat ein, als vor dem Schöffengericht Neustadt unter Teilnahme von Laienrichtern! Was sind das für Laienrichter.

Bauwirtschaft und Bauforschung.

Das Problem der Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen.

In der Dessenität ist bisweilen der Eindruck entstanden, daß mit der Gründung von Forschungsgesellschaften, Unternehmungen und Kommissionen des Guten etwas zu viel getan wird. Dieser Eindruck rührt zum Teil daher, daß die Dessenität von der intensiven stillen Arbeit, die in diesen Forschungsstellen geleistet wird, zu wenig erfährt.

Die Jahrestagung der Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen, deren Zweck es ist, die technischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten von Verbesserungen und Vereinfachungen im Bau- und Wohnungswesen im Interesse der Bauwirtschaft zu erforschen, bewies, daß von diesem Institut sehr ernste Arbeit geleistet wird. Professor Dr. Stiedler wies in dem Hauptreferat darauf hin, daß die wichtigste Aufgabe der Reichsforschungsgesellschaft (RFG.) sei, Mittel und Wege zu finden, um den Wohnungsbau für Kinderermittelte zu verbilligen. In der Frage des Gesamtaufmaßes von Wohnungen, sowie ihrer Raumeinteilung, ihrer Ausstattung und Inflation müße die Bauwirtschaft Qualitätsnormen schaffen. Derartige Normen gibt es bisher noch nicht. Es handelt sich bei dieser Aufgabe darum, nicht nur irgendeine billige Wohnung zu schaffen, sondern den Wohnort, der einem ganz bestimmten Typ von Menschen und ihren Bedürfnissen angepaßt ist, gleichzeitig auch die wirtschaftlichen Möglichkeiten auf das engste angepaßt sein.

Vielleicht sei es falsch, die Wohnungseinteilung in der Zeit, die doch als eine Notzeit im Wohnungsbau anzusprechen sei, so festzusetzen, daß ganze Generationen an diese Einteilung gebunden seien. Die Reichsforschungsgesellschaft habe daher zu prüfen, ob es nicht richtiger sei, nur die Gesamtsätze der Wohnung festzusetzen, nach ihr die Hausstruktur zu bilden und diese zu bestimmen. Die innere Aufteilung der Wohnung solle man daher von der eigentlichen Struktur des Hauses ganz trennen.

Für die Wahl der Hausform sind natürlich auch hygienische Gesichtspunkte von ausschlaggebender Bedeutung. Die Hausformen, bei denen in jedem Treppenpodest nur zwei Wohnungen liegen, scheinen für Kleinwohnungen nicht wirtschaftlich zu sein. Hierfür kommen weit eher die sogenannten Drei- und Vierpänner oder auch die Laubenganghäuser in Betracht. Auch die städtebauliche Gruppierung der Hausformen ist eingehend untersucht worden. Die Hauszellen haben die Baublöcke verdrängt. Sie sind aber nur in solchem Abstand von einander zulässig, daß kein Zimmer der Wohnung ganz ohne direkt einfallendes Sonnenlicht bleibt.

Sehr beachtliche Studien hat die RFG. auch in der Frage der Normung von Baustoffen und Bauweisen angestellt. Auf diesem Gebiet ist auch bereits von den Materialprüfungsdirektoren wichtige Vorarbeit geleistet worden. Die Normungen auf diesen Gebieten werden zur Verbilligung des Bauwesens wesentlich beitragen.

Brecht-Weill: „Mahagonny“.

Theaterstandal in Leipzig.

Wieder sind die ersten Köpfe der deutschen Opernwelt im Neuen Theater in Leipzig verammelt, in dem schon traditionellen Uraufführungstheater der modernen Oper. Hat es gelohnt? Der Abend klingt in einem wüsten Standal aus. Die Stimmung des Hauses, mit bösem Widerspruch geladen von Anfang an, explodiert im dritten Akt, als die zunächst unklar gebliebene Tendenz geradewegs in eine drohende Gebärde wider die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft zu münden scheint, deren Vertreter Parität und Logen füllen. Zum Schluß, und schon in der letzten Szene hinein, gibt's jorzige Pfl-Kufe, reihenweis flüchtende Damen und Herren, ein Orchester von Hauschläffeln. Aber dem wütendsten Proteststurm, der hier wohl je erlebt worden, trotz die Majorität der Begeisterten und der in Instanzen-Begeisterung Aufgereizten, die immer wieder die Autoren vor den Vorhang und schließlich noch vor den eisernen Vorhang rufen: den Musiker Kurt Weill, den Dichter Bert Brecht, den Regisseur und Bühnenleiter Caspar Reber; mit ihnen den Operndirektor Gustav Brecher, der am künstlerischen Ereignis der Aufführung entscheidendsten und verdienstvollsten Anteil hat, den Regisseur und alle Darsteller. Wofür der Einjaß — und woher die Entrüstung?

„Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“, so heißt ein bißchen umständlich, diese Oper, die keine ist, und so ist der Vorgang: ein paar Spekulanten, als Verbrecher steckbrieflich verfolgt, gründen eine Stadt; aus Verzeiwung und aus nichts. Eine Paradiesstadt soll es werden, eine Freudenstadt irgendwo in Amerika für das Volk der Goldgräber. Für die Idee einer Freiheit, die darin besteht, daß alles erlaubt ist — für die Realisierung dieser Idee sollen sie ihr Geld lassen. Es gibt nur ein Verbrechen: kein Geld haben; das Genossene nicht bezahlen können. Der Holzfaller Johann Ademann, der als erster das Ideal der neuen Glückseligkeit verkündet hat, macht sich dieses todeswürdigen Verbrechens schuldig. Seine Hinrichtung wird zum Signal für allgemeine Demonstrationen gegen die schamloseste Teuerung; als kapitalistische Repp-Unternehmung bricht die Stadt der Freuden zusammen.

Sollte gezeigt werden, wie jede Idee, wenn Menschen sich ihrer bemächtigen, verflucht und verdorben wird? Aber eine klare und reine Idee hat dem Dichter hier wohl von vornherein gefehlt, wie es ihr, soweit sie vorhanden, an klarer und entschlossener Gestaltung fehlt. Brecht tritt nicht als Kämpfer auf in diesem frech hingeworfenen Stück, seine Haltung ist bemußt prosozierend in ihrer unernsten Saloppheit, und aus diesem Ineinander von eifrig-kämpferischer Herausforderung und einer an Zynismus grenzenden Verantwortungslosigkeit ertönt sich ein wenig die zwiespältige Wirkung. Der brave Bürger glaubt, es handelte sich um frivole Unterhaltung und merkt nur langsam, oder er merkt überhaupt nicht, wie sich in seine Entrüstung ohnmächtige Empörung mischt; schließlich hat er es hinnehmen müssen, daß ihm die Heiligümer seiner Welt und Bestanschauung, ehe er sichs verah, mit grimmigen Hohn vor die Füße geworfen worden.

Es ist viel neu und neuartig in diesem Werk, das als Komödie beginnt, im zweiten Akt strupellos in rohen Theaterakt ausartet und sich zum Schluß ins Fetischische, Antikörperliche erhebt. Neu und neuartig ist der Weg, den der Komponist Kurt Weill einschlägt; dieser Versuch, die Formen und Begriffe des Musiktheaters, wie er es, auch hier gemeinsam mit Bert Brecht, in der „Dreigroschenoper“ geschaffen, auf der Opernbühne anzusetzen. Song und Jazz, um es in Schlagworten zu sagen, sind die Elemente seiner Musik. Aber diese Formen und Begriffe sind so durchaus von persönlichem Stilwillen bestimmt, diese Musik ist so persönlich lebendig, daß der vorgefugte Rodename „Jazz“ in der Tat darauf nicht mehr anwendbar ist; und wie hier der vollstimmig-balabaste Typ des Kurt-Weill-Songs weitergebildet, in breitere Formen übergeführt wird, das eröffnet dem Musiker neue Perspektiven. Für die Oper? Im Operntheater nicht nur, auch im Opernpublikum würde die Stadt Mahagonny es schwer haben, sich durchzusetzen. Aber man wird das Werk in Berlin hören müssen.

Klaus Fringsheim.

Gerhart Hauptmann: „Das Friedensfest.“

Schillertheater.

1890 wurde das Friedensfest zum erstenmal als Versuchsstück der „Freien Bühne“ aufgeführt. Gerhart Hauptmanns Proletoren rechneten damals nur mit der Reue einer kleinen literarischen Revolutionsgruppe. Die Sitte, mit Hauschläffeln und Kindertrumpeten den Kampf um Sieg oder Niederlage des Naturalismus zu entscheiden, war noch nicht ausgestorben. Doch schon anderthalb Jahrzehnte später galt „Das Friedensfest“ als unanfechtbares Werk einer Epoche, die wenigstens auf dem Gebiet des Dichters jegliche Revolution der Söhne gegen die Eltern und deren Stellvertreter, die Erzieher, gestaltete. Ja, dieser Zustand der Jugend gegen das Alter war zum Hauptthema der jüngsten Dramatik geworden. Sie haben alle, wie der junge Gerhart Hauptmann, am Vaterhaus gerüttelt und den Weg für den Nachwuchs ausrodend wollen.

Hauptmann führt den Krieg nur gerechter, wenn man will, liebevoller. Zwei Söhne und eine Tochter wollen immer wieder das Friedensfest mit dem Vater begehen, jedesmal aber scheitert der Versuch. Warum eigentlich? Aus Ursachen, die stärker als der Mensch sind, aus Schicksalswirkungen, die ungeheurer sind als die Natur. Aus theologischen Gründen: Gott war schlecht gelant, als er beschloß, die Erde zu bevölkern und den Menschen Paarung und Zeugung zu gebieten. So viel schloß sich Gerhart Hauptmann, der 1890 als Naturist und stupider Atheist gefärbter Dichter, in religiöse Ideen ein. Heute spüren wir diesen Mythos viel deutlicher, als es in der Geburtsstunde dieser erneuerten Schicksalsdramatik möglich war. Der Wirklichkeit nachgeahmt wurde das Requisit des Dramas. Die Sprechweise der Personen, die Art, sich zu geben, ihr vorstädtisches Berlinern, das alles wurde dem Leben abgelauscht.

Das Schicksalsdrama des jungen Hauptmann, der in seinem bis zum Uberglauben gesteigerten Glauben an die Unzulänglichkeit der Familie dem früh pessimistisch vergriffen August Strindberg verwandt ist, muß ganz behutsam und psychologisch dargestellt werden. Vater, Mutter, Söhne, Tochter, sie müssen alle unter einer Dual leben, die aus dem Unbewußten zum Innersten hinaufdrängt. Um-

herwandeln dürfen sie nur wie Marionetten des Schicksals. Gedrückt und dumpf müßen sie bleiben, sogar psychiatrie überlastet. Der Regisseur Richard Weichert versteht das vollkommen. Er sieht nicht das dunkle Seelendrama, er will nur eine spannende Handlung grell beleuchten. Er will nur die äußerlich abgeraderte Mutter, nur die äußerlich verrottete Tochter, nur die äußerlich verhärteten Söhne nur den kurios verrotteten Hausvater in seiner pittoresken Fassade zeigen. Auf diese Marke kommt es dem Regisseur mehr an als auf das innere Spiel. Er kalkuliert auf Fiktionseffekt, nicht auf Herzenswirkung. Der Regisseur diktiert das sehr komplizierte Schicksalsdrama in ein Volksstück um. Nuancen will er weder sehen noch hören. Brahms und Reinhardt spielen das Stück schwer psychologisch. Weichert läßt es wie eine Art Propagandastück für moralisierende Rotfrontjugend aufführen. So kommen alle zu kurz, die Alten und die Jungen.

Hätte Weichert nicht Propaganda treiben wollen, so würde er Frau Wangel bestimmt haben, weniger eine verbitterte Säulpe und mehr eine versorgte Mutter zu spielen. Weichert denkt an Typen wie George Grosz und Kille, wenn er diese dramatische Hauptfigur schafft, und auch Frau Wangel vergißt ganz und gar Gerhart Hauptmann. Auch Heinrich George darf sich mit Billigung des Regisseurs mehr auf den gleichbrüchigen, gliederstelen, fallenden Landstreicher als auf den vergrämten Vater kaprizieren. Dabei zeichnet der Dichter diesen Mann als einen grübelnden, weichen, ringenden Sonderling und Gottlicher, nicht nur als einen verrotteten Väterer. Genschow spielt noch einmal, was er schon gespielt hat, den Rebellen im Erziehungshaus, wie Koppel ihn sieht. Er spielt aber nicht den von Kunst durchwühlten Künstler, den Hauptmann sah und in dem er sich sogar selbstverdräuterlich spiegelte. Mühel und Fräulein Koppenhäuser fügen sich allzu bereitwillig diesem auf das ganz Eindeutige hinzielenden, diesem das Bieleutige vermeidenden Stil. Frau Loffen entzieht sich ihrem Regisseur, indem sie mit verfeinerten Mitteln die Fassungsfähigkeit der enttäuschten Seelenretterin charakterisiert. Doch Adele Erznach greift wiederum als Friedensstifterin nur nach den größeren, sentimentalen Tönen. Max Hochdorf.

Konzert der Volksbühne.

Das achte Konzert der Volksbühne bestritt Artur Schnabel, der langjährige Stammsolist des Verein. Neben altem bekannten Sonaten von Mozart und Beethoven brachte er die sehr selten gespielte „Posthume C-Moll-Sonate“ von Schubert, die an sich ein Ereignis war. Sie ist ein richtiger Kufenfeier, herb, verschlossen, bis auf einige Abschnitte im Schlußsatz streng beethovenisch konzentriert, auch ohne die „himmlische Länge“, sicher in der Nähe seiner „Winterreise“ entstanden, nebenbei überraschend modern. Die Interpretation aller drei Sonaten war hervorragend. Was an Schnabels Spiel im allgemeinen besonders hervorzuheben wäre, ist vor allem sein ganz wunderbares Fingerspiel, eine Zurechtweisung so mancher finger-einblischen Buchtheorien, und sein unvergleichlicher Bedachtgebrauch. (Ein Beispiel für alle jungen Pianisten!) Dazu kommt das ideale Gleichmaß aller künstlerischen Faktoren, das ihn sehr zu Unrecht manchmal in den Verdacht tübler Sachlichkeit bringt. Im Gegenteil ist er einer der wenigen Großen, bei denen man wie eine Passage oder Berührung hört, ohne daß sie in den Dienst des intensiven Ausdrucks gestellt wäre. Nur wo er, wie in der kleinen F-Dur-Sonate von Mozart, fast rein spielerisch wirken will, läßt er mit sich reden. Der gestrenge Schubert war ihm offenbar besonders ans Herz gemachsen. Diese Innerlichkeit bei aller Grazie, diese Leidenschaft bei aller Zügelung wird wenigen zu Gebote stehen, da ja gerade die vorbildlichen Schubertspieler an den fünf Fingern abzuzählen sind. Das gewaltige Schlußwerk aber, die große F-Dur-Sonate „Für das Hammerklavier“ von Beethoven, war ein Abschiedskonzert vor seiner Amerika-Reise, das nach lange nachhallen wird. Welche himmlische Verunkenheit im langsamen, weichen unvergleichlichen Fuge im letzten Satz! Das war die grandioseste, pianistische und musikalische Leistung seit Jahren. H. M.

Die Zukunft des Deutschen Wörterbuchs

Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, seit Jahrzehnten ein Schmerzenskind unserer Wissenschaft, ist mit den 14 Bänden und vielen einzelnen Lieferungen, die bisher vorliegen, noch etwa 40 Jahre von der Vollendung entfernt. Bei der letzten Reorganisation des Wörterbuchs, 1908, wurde eine Zentralkommission in Göttingen geschaffen. Die Schwierigkeiten der letzten Zeit haben eine Neuordnung notwendig gemacht: Prof. Arthur Hübnert hat durch eine Deutschrift die Wege dafür gewiesen. Eine Arbeitsstelle in Berlin, vorläufig in der Akademie, ist geschaffen worden, die die Lücken ausfüllen läßt. Eine Anzahl von Germanisten wurden gewonnen, die nach der bisherigen nebenamtlichen Arbeitsweise nie die Bearbeitung eines größeren Abschnittes hätten bewältigen können. Die Zahl der freien Mitarbeiter wird vergrößert. Wie der Archivar der Deutschen Kommission, Prof. Fritz Lehmann, in den „Forschungen und Fortschritten“ mitteilt, sind die erforderlichen großen Mittel für das nächste Jahr sichergestellt worden. Beim hundertjährigen des Wörterbuchs (die Vorrede des ersten Bandes wurde erst 1854 unterzeichnet, nachdem bald nach 1857 der Plan aufgetaucht war) wird der Abschluß des ganzen in greifbarer Nähe gerückt sein; und dann wird es auch an der Zeit sein, die schon verlosteten Bände durch neue zu ersetzen.

Konstanz Wilhans Burgtheaterdirektor, Anton Wilhans wird am 1. Juli die Leitung des Burgtheaters übernehmen. Seine bereits wiederholt gemeldete und ebenso oft demontierte Berufung ist also zur Tatsache geworden, und das Burgtheater hat wieder einen Dichter zum Direktor — wie einst in Loube und Wilbrandt.

Jannings in Wien. Die Jungvögel des Films, die seit Einführung des Tonfilms Hollywood wieder vertrieben haben, sind in ihre Stammlage zurückgekehrt! Zum Teil kehren sie auch zum Theater zurück. Emil Jannings, der kürzlich in Wien filmte, wurde dort so herzlich empfangen, daß er zunächst nicht proben konnte. Köpfe der Bühnenwelt.

Eine Schauspieler-Nachbesetzung von „Der Lügner“ und die „Ronne“ mit Carl Götz und der Premierenbesetzung findet Donnerstag, 11. Uhr, im Komödienhaus statt.

GETRIEBENE EBENE DES LEBENS

OSKAR WOHRLE: MÄRZGEFÜHL

Wir, die Gaskerntebeder dieser ungeheuren Stadt,
wir, die Befangenen der rasenden Fabriken,
wir, Wertstatistiker, Sklaven der Kontore, schicken
— des Eingesperrtheits und des grauenhaften Frontdienstes satt —
zu dieser Zeit oft unsere Augen fensterwärts,
wir atmen tief und spüren:
draußen ist es März!

Zwar sehen wir nicht den Sonnendampf im schwarzen Feld,
wir hören nicht den Wellenschlag der Ströme, der vom Winterreis
D nein, durch unsere aufgeschreckten Sinne gleiten [befreiten.
ganz andre Manifestationen dieser Welt!
Der Arbeit Kanonern, drin wir schuften, sind voll Wärme und Ge-
Das Eisen schreit. Dampf dröhnen die Turbinen. [stumpf.
In ihren schwarzen Schläuchen tobt der eingeschlossene Dampf,
toll mit sich selber in Gekoch und Kampf,
genau wie wir,

und ist doch schließlich ausgefesselt unbarmherzig den Maschinen.
Für uns Proleten gilt der Gang des Frühlings nicht,
uns halten immer noch die Winterkönige in Pflicht.
Uns küßt kein Menschenhauch aus Märzermund. [empören.
Kein Wirbelwind von draußen kann uns hier drinnen treffen und
Rein, was wir durch die Absperrmauern unserer Kerker draußen hören,
das ist kein Frühlingssturm, das ist nur Stahlschlag der Untergrund.
Der tausendfache Arbeitsdamm, schlägt es in Feigen und verzerrt's.
Und dennoch atmen unsere Lungen tief und alle Wern spüren:
draußen ist es März!

Da, draußen ist es März, und draußen unaufhaltsam
zerfällt das Alte und Beweise, quillt ein neues drängend Werde.
Da, wo das Neue zu beengt ist, sprengt's gewaltsam
mit Keim und Knospenwuchs den Schoß der Erde!
Myriadenfach entkettet es den ausgebrochenen Schollen.
Myriadenfach erneut das Sein sich. Warum sollen
gerade wir in Gruft und Grube bleiben,
statt festgedrungen neuen Blust und neuen Trieb zu kreieren,
statt willensmächtig uns ins Sommerland zu reiten?
Warum denn nur? Warum? Warum?
Auf diese Fragen bleibt das Herz nicht stumm.
Zerbricht, Gefesselt, die bösen Winterfesseln!
Bald könnt ihr euch in Frühlingsblumen betten!
Die Aenderung der Welt wird ungeheuer!
Schon wühlt im Blut das Sommerfeuer!
Nur wenige Wochen nur, dann blüht es allerwärts!
Drum, rotes Herz, sprüh auf! Spür:
draußen ist es März!

ALEXANDER VON SASCHER-MASOCH: EIN PAAR SCHUHE

Heute sah ich im Schaufenster eines Trödlers ein Paar kleine
Mädchenstiefel, alt, verstaubt und schiefgetreten. Ein Paar sehr
keine Schuhe. Hier, in einem Laden der großen Stadt, die ich so
gut kenne und die ein großes und gefährliches Raubtier ist. Diese
Schuhe könnten eine Geschichte haben.

„So, Fräulein“, sagte die Stimme aus dem Klackfessel, „Sie
können jetzt gehen...“

Die Schreibmaschine hämmerte nicht mehr.
Ein Paar kleine Schuhe rieben sich unter dem Schreibmaschi-
nenschild vergnügt aneinander. Schwarze Wildlederhübe. Oben
schwappte der Maschinenendeckel zu. Schwarze Stoffärmel wurden
abgestreift und sorgfältig gefaltet. „Guten Abend“, sagte jemand.
Dann ging leise die Tür, ein Paar kleine Schuhe klappten 45
Treppen hinunter, hinein in das strahlende Goldgrau des Herbst-
abends.

Ein Paar kleine Schuhe liefen durch eine Allee des Tiergartens:
Heber hingestreckte Kastaniendächer, die auslachen wie goldbraune
Hände und bald darauf von der schnellen Dämmerung verschluckt
wurden. Immer schneller, leichter liefen sie und es war ihnen deut-
lich anzumerken, daß sie das Frühlingsgeheimnis wollten. Die zarten
Fesseln über den Halttrieben bogten sich elastisch, vorwärtsdrängelnd
durch den Abend, getrieben von Freude.

Es brannte kein Licht in einem Hausflur in Alt-Moabit und
sie stolperten die Treppen hinauf, 65 Treppen. Sie stolperten immer
wieder, aber sie merkten es nicht, die närrischen Kleinen, und die
dunkle, knarrende Holzstiege erschien ihnen wie eine goldene Leiter,
wie eine richtige Himmelstiege. Ganz oben, unter dem Dache, er-
klang die Stimme des jungen Mannes, als sie beugend über die
Schwelle sprangen. Natürlich sagte die Stimme dies: „Ich habe
dich schon so sehnsüchtig erwartet. Endlich bist du da.“

Das war nicht sehr geistreich. Aber diese beiden Menschen
waren nicht geistreich, sondern jung. Dieser junge Mann besaß
auch eine alte Schreibmaschine. Er ging in der Stube auf und ab
und diktierte Geschichten. Und die Maschine klappte die halbe
Nacht hindurch. Zwei gehorsame kleine Schuhe preßten sich fest
aneinander unter dem wackeligen Holzfuß, so fest, daß es schmerzte,
um die Müdigkeit zu bekämpfen.

Nachts, gegen 1 Uhr, liefen die Schuhe durch das Branden-
burger Tor. Nicht mehr so leicht, wie vor einigen Stunden, aber
immer noch flehig und ergeben. O, sie waren müde geworden.
Diese elektrischen Bogenlampen funkelten Unter den Linden. In den
Schaufenstern der Friedrichstraße waren Kleider, Hüte und weiche
Pelzmäntel ausgestellt. Die neue Wintermode. Mädchen mit be-
wundernswürdigen Händen wie geschwänzt an den Hüften, seltsame
Männergestalten streiften vorbei. Es lag tiefen die Schuhe.

— — — — — Oben im Norden wußte in einem ganz kleinen

Zimmer ein Licht angezündet. Kleider, Wäsche, hastig abgestreift,
fielen achlos über einen Stuhl. Dann wird es dunkel. Ein Paar
keine Schuhe stehen allein in der pulsierenden Dunkelheit und ruhen
sich aus.

— — — — — Treppauf, treppab, — durch die Straßen, über
das Herbstlaub, durch den Schnee. Diese Lebensweise ist nichts für
Schuhe. Erst recht, wenn sie so zart und klein sind wie Puppen-
stiefel. Man wird nicht alt dabei. Treppauf, treppab. Der Morgen
kommt brüllend in der großen Stadt, brüllend, polternd und fröhlich.
Wie Kanonendonner einer Schlacht. Ein kurzer, todestiefer Schlaf
wird erbarmslos abgebrochen und diese kleinen, heidenhaften
Schuhe sind bereits unterwegs. Und die Stadt brüllt, stinkt und
lacht. Die Betriebe arbeiten.

„Schreiben Sie, Fräulein!“ heißt die Stimme aus dem Klack-
fessel. Und in ein gequältes, müdes Menschengehirn springt, alle
Geräusche der Stadt überläutend und krönend, das Hämmern der
Schreibmaschine, die Melodie der Knechte.

Ein Paar kleine, schiefgetretene, lapserer Schuhe im Schau-
fenster.
Ihr seid so verdraucht, daß euch niemand kaufen wird.
Run dürstet ihr lange, lange ausruhen.

DAVID JOHANNSEN: EINE ERINNERUNG

Es war am 21. Februar 1921, als die in den russischen Süd-
steppen entseelten Banditen aus den Reihen unserer Familie das
erste blutige Opfer holten. Ein starker Wind heulte in den hohen
Pappelbäumen vor unserer Tür, tobte und klapperte mit den
Fensterläden und pfliff, von Zeit zu Zeit sich steigend, durch das
alte Schindeldach unseres Hauses. Doch er legte dieses Mal nicht
den Schnee spielend über die Steppen, er kam von Südwest und
hatte die Schneemassen in Pfützen und Bächlein verwandelt, die zu-
sammengeflossen und stellenweise weit die Ufern des kleinen Flusses
J. überschwemmten.

Schon war es, dieses Wasserrauschen zu hören. Die Verkündung
des Frühlings hob die Stimmung im Dorfe, die Herzen der Bauern
wurden bewegt, ohne daß sie es wußten. Neue Hoffnung zur Aus-
sicht und Liebe für die schwere Arbeit füllten die Brust. Und der
Wind, der mittlerweile zum Sturm geworden war, tobte un-
derbrochen weiter. Tobte er allein? Nein, es tobte noch ein anderer
Sturm und hinterließ, besonders in den deutschen Kolonien, viel
Tränen, Schmerzen und blutige Spuren. Von den umherstreifenden
Banden wurden die Häuser ungehindert geplündert, die Pferde
geraubt oder zu tagelangen Transporten genommen. Der Bauer
konnte sich des schwer und mit Schweiß erworbenen Eigentums
nicht mehr freuen. Der Reib herrschte und verfolgte und vernichtete
auch damals in den unendlichen Steppen den Fleis.

Nur beinahe allen deutschen Dörfern kamen die schrecklichsten
Nachrichten. Unter dem Vorwande, Bewehrung zu suchen, wurden die
Häuser durchstöbert, es wurde alles Wertvolle mitgenommen, große
Geldsummen erpreßt und viele Bauern, die schon alles gegeben
hatten, gequält oder auch ermordet. Immer und immer wieder
wurden Pferde verlangt, um die Banden zu transportieren. Und an
den Frauen und Mädchen wurden Grauslichkeiten verübt, die jeder
Beschreibung spotten. Die Natur war wild und heulend, und so
war es auch unter den Menschen in jenen Frühlingstagen.

Wir wohnten damals in L. im A. Kreise. Es war vormittags.
Ich stand auf dem Hofe und bläute besorgt auf die vielen Wasser-
pfützen. Nur zu gut wußte ich, wie verhängnisvoll es sein müßte,
jezt Fuhrwerke zu geben. Ich hatte, trotzdem ich schon mehrmals
geplündert worden war, ein Paar gut erhaltene Stiefel gerettet.
Ich durfte sie nicht anziehen, der erste Bandit hätte sie mir von
den Füßen gezogen. Und in Strümpfen und Holzpantoffeln die
Soldaten tagelang fahren, wäre nicht angenehm gewesen. Während
ich so dastand und nachdachte, kam ein Fuhrwerk auf den Hof, über-
rascht erkannte ich Konstantin, meiner Gattin Bruder, und Jakob,
einen Jüngling aus G., dem Wohnort unserer Eltern. Ich merkte
gleich, daß ein Unglück passiert sein müsse. Als wir uns begrüßt
hatten, sagte Konstantin:

„Wo ist Anna?“
„Sie ist im Zimmer“, sagte ich.
„Wir müssen sie etwas vorbereiten, denn es ist ein Unglück
passiert.“

Nachdem wir das Pferd in den Stall geführt hatten, gingen wir
in die Stube, wo meine Frau mit unserem einjährigen Töchterchen
war. So schamlos wie möglich berichtete Konstantin, daß unser
Bruder Heinrich nicht mehr am Leben sei. Am 24. Februar solle
die Beerdigung sein. David, der Bruder meiner Frau, wohnte in
R., einem Dorfe, das etwa drei Kilometer von unserem Gute en-
fernt ist, und war schon benachrichtigt. Wir hatten einen Weg von
60 Kilometern vor uns. Das war eine beschwerliche Reise und die
Gefahr bestand, daß wir von den Banditen überfallen wurden.
Bevor ich das Pferd anschnürte sah ich am gegenüberliegenden
Hang eine große Bande vorüberziehen. Sie zogen nach jener Rich-
tung, nach der auch wir wollten. Etwa 200 Mann waren beritten,
die Munition und viele geraubte Sachen waren auf Wagen ver-
packt, die von den Bauern gelenkt werden mußten.

David war nun auf unserem Gute eingetroffen und wir be-
schlossen, mit einem kleinen Schlitten unsere Reise anzutreten. Meine
Frau, das Töchterchen und Konstantin, welcher in Filzstiefeln war,
sanden im Schlitten mit Mühe und Not gerade Platz, wir anderen
mußten gehen. Unser Pferdchen war abgemattet, der Schlitten war
nur ein kleiner Kasten, wie ihn die Bauern zum Stollaumstren
brauchen, also es war kein großer Anreiz für die Banditen. Ein
anständiges Fuhrwerk aber hätten sie sofort beschlagnahmt. Wir
fuhrten ab und kamen bald an das Flüsschen J., über das ein
50 Meter langer Damm führte, durch den zum Ablassen des Wassers
drei dicke Röhren gelegt waren. Da aber Hochwasser war, schoben
die Röhren nicht die Flut und sie schwebte gurgelnd und schäumend
über den Damm.

Guter Rat war nun teuer. In der Mitte war der Damm aus-
gehöhlet und das Wasser zu tief, auf den Seiten war der Damm
mohl höher, aber die Gefahr des Umklippens war dafür größer.
Ich ergriff den Schlitten und steuerte ihn durch die seichten Stellen,

bis an die Knie im Wasser wadend. David, dessen Stiefel nicht
wasserdicht waren, mußte mit nassen Füßen weitergehen. Nach
vier Stunden kamen wir glücklich in R. an. R. ist eine Eisenbahn-
station mit vielen Fabrikanlagen und es verkehrte damals,
eine große Seltene, ein Arbeiterzug. Wir übernachteten bei Be-
kannnten, trockneten die nassen Sachen und fuhren am Morgen mit
diesem Arbeiterzug nach der Station G., wo wir auch noch vor-
mittags ankamen.

Es war für uns und für die Eltern ein trauriges Wiedersehen.
Dag doch unser lieber Bruder Heinrich tot und kalt auf dem
Korridor. Seine Ermordung geschah folgendermaßen: der 21. Fe-
bruar 1921 begann mit einem nebligen Sonntagmorgen. Die große
Dampfmühle in der Nachbarschaft war geschlossen. Heinrich hatte
nach dem Frühstück wie die anderen Familienmitglieder auch seinen
Sonntagsgang angelegt. Um neun Uhr sollte der Gottesdienst be-
ginnen. Er stand an der Straße und bemerkte etwa 100 Ketter,
die auf die Mühle zukamen. Er rief den Jungen auf dem Hofe
zu, um die Angehörigen zu warnen, und blieb ruhig stehen.

Die Ketter hatten nun das Tor erreicht und fragten ihn aus,
nach seinem Namen, nach seinem Beruf usw. Sie ritten in den
Hof und verteilten sich. Viele Banditen, denn solche waren es, ver-
langten von den Leuten Geld und Wertachen. Drei Söhne des
Mühlensherrn stellten sie an die Wand, um sie zu erschließen. Da,
im letzten Augenblick, kam einer von den Banditen und sprach etwas
mit seinen Blutsverwandten; sie ließen die Bewehrung sinken und fort
waren sie.

Bruder Heinrich war achtzehn Jahre alt und hatte einen schönen
Sonntagsgang an. Das war sein Verberb. Denn als die Banditen
wegritten, mußte der Jüngling vor ihnen herlaufen und sich beim
Laufen die Kleider ausziehen. Als er ungefähr 200 Meter von dem
Hause entfernt war und sich gerade das Hemd über den Kopf zog,
schob ihm einer der Banditen von hinten eine Sprengkugel in
den Kopf. (Mitteilung von M. J.)

ELSE MOBIS: ZWEI MINISTER

Die Welt ist zu allen Zeiten moralisch gewesen, wenn es sich
um die Beurteilung des Verhaltens der anderen handelte. In
diesen Tagen ist der preussische Minister des Innern zurückgetreten,
weil er den Mut hatte, sich zu einer Frau zu bekennen, mit der
er aus bestimmten Gründen den Weg zum Standesamt nicht gehen
konnte.

Vor mehr als 140 Jahren wäre einem anderen Minister wahr-
scheinlich das gleiche passiert, wenn er — inmitten der Moralisten
unserer Zeit gelebt hätte. Vor einhalb Jahrhunderten wirkte in
Weimar der Finanzminister des Großherzogs Karl August von
Sachsen-Weimar, Herr von Goethe, der seinen Zeitgenossen
reichlich Anlaß zu Klatschgeschichten aller Art bot. Monatlang sprach
man am weimarischen Hofe von nichts anderem, als von dem „Stan-
dal“, den der Minister durch sein Zusammenleben mit Christiane
Bulpius hervorgerufen hatte. Ein großherzoglicher Minister, der
seine Geliebte in den untersten Ständen wählte und sie in aller
Offenheit bei sich wohnen läßt, von ihr ein Kind hat, dem noch
weitere folgen — das war immerhin ungewöhnlich und zweifellos
ein dankbarer, nie versiegender Gesprächsstoff. Und so wurde jeder
Borgang im Ministerhaus eifrig ausprobiert, jedes Wort weiter-
getragen. Das kleine, 6000 Seelen zählende Reich hatte seine Sen-
sation, und es gab keinen besseren Anlaß, als sich auf diese Weise
die Langeweile der gleichmäßigen Tage zu vertreiben.

Der Mittelpunkt aller Gespräche aber, der Minister selbst? Seit
über 100 Jahren forschen und streiten die Literaturhistoriker, Philo-
sophen und Psychologen miteinander, um zu erfahren, wie es in
seinem Inneren aussah. Sie haben festgestellt, daß er zuweilen mit
seinen Freunden über die Geliebte sprach, sie gelegentlich sein „ge-
wisses kleines Erbiten“ nannte, manchmal aber auch in Worten
herzlicher Liebe über sie urteilte. Auch sein Brief ist veröffentlicht
worden, den der Minister nach Monaten des Zusammenlebens mit
Christiane an eine andere Frau richtete, die er seiner Zuneigung
versicherte, sie um Gegenliebe bat und fragte: „Wer macht Anspruch
auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer
wird dadurch geküßt?“ Wir wissen aber auch, daß Goethe sich
um alles andere mehr kümmerte als um den Klatsch um ihn her.
Er nahm das volle Recht für sich in Anspruch, nach eigenem Gewissen
und Gutdünken handeln zu dürfen. Er wußte, daß seine illegale
Ehe weit über den Verbindungen fürstlicher und adeliger Herren
stand, die keine Gewissensbisse darüber empfanden, die Tochter ihrer
Untertanen zu verführen und sie dann ihrem Schicksal zu überlassen.
Er sorgte für Mutter und Kinder, bot ihnen seinen Schutz und sein
Haus und handelte frei und offen vor aller Welt, weil er nichts zu
verbergen hatte. In wenigen Monaten würde man sich selbst in den
Reihen der ärgsten Moralphilister Weimars mit seiner Handlungs-
weise abgefunden haben, davon war er überzeugt. Und er behielt
recht. Nicht nur, daß er Minister blieb — das war selbst-
verständlich und wurde niemals in Frage gestellt —, man kam ihm
auch überall mit dem gleichen Respekt entgegen und würdigte seine
Arbeit wie bisher. Auch die Bogen höchster Erregung, unein-
gedämmten Klatsches plättelten sich schließlich und verebten.

Fest einhalb Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Die
französischen Revolutionen von 1789 und 1830 sind vorübergebraut,
die Revolution von 1848, der Weltkrieg, der Zusammenbruch und
der Umsturz von 1918 haben unser Weltbild umgeformt. Wir sind
freie Menschen geworden. Man denkt nicht mehr daran, das Standes-
amt als Grabmaler für die sittliche Höhe der Beziehungen zwischen
Menschen zu betrachten. Oder ist das eine Täuschung, eine der
schönen Illusionen unserer Zeit, denen wir uns hingeben, aus dem
Wunsche heraus, daß es so sein möchte? Ist die Zeit nur äußerlich
um 140 Jahre fortgeschritten, und sind die Vorurteile, ist alles Klein-
liche und Beschränkte so unüber-ena mit der menschlichen Natur
verknüpft, daß es ganz anderer Zeiträume, ganz anderer, inner-
licher Revolutionen bedarf, um es abzuschleifen?

Ein preussischer Minister ist zurückgetreten. Nicht an sozialen
Differenzen, aus politischen Gründen. Ein preussischer Minister ist
zurückgetreten, weil —

Wohl Goethe, daß er vor 140 Jahren Minister in Deutschland
war und nicht heute!



(15. Fortsetzung.)

Im großen Saal der Union in Lille sprach ein Metallarbeiter aus Fives: ein Mann von etwa dreißig Jahren.

„Wenn wir so weitermachen, werden wir immer wieder mit Füßen getreten werden, wie Spucke an der Erde. Jeder Arbeiter denkt nur an seine Berufslage. Heute feiert ihr Weissen, ihr Männer des Fadens. Und wir Schwarzen, die Männer vom Eisen, kommen in den Dreck, weil man uns fünf Sous die Stunde abziehen will. Die Arbeiter sollten sich gegenseitig unterstützen. Schließlich ist unser Elend auch euer Elend. Wenn ein Arbeitgeber die Arbeiter fusioniert, freuen sich die anderen Herren. Wir müssen zusammen eine Demonstration machen und zeigen, daß wir solidarisch sind.“

Die Textilarbeiter stimmten dem Redner zu. Sieht man die Musikkapelle der Metallarbeiter. Ihre Metallinstrumente blühen im Sonnenschein. Die Hitze dieses waldlosen Flachlandes brütete dumpf über der Stadt aus Ziegelsteinen. Die Kapelle spielte eine sanfte Weise. Alle Kinder liefen zusammen. Die Männer ließen ihr Bier stehen, um sich einzureihen und mitzumarschieren. Die Zahl des Zuges aus Männern und Frauen wuchs rasch. Die Kinder tummelten sich vor den Musikanten; die roten Fahnen mit den Kampfschriften flatterten.

Ein Mann entfaltete die Ulker Fahne: drei schwarze Löwen auf gelbem Grund mit rotem Rand. Die spanischen Farben.

Unter lautem Singen und mit kräftigem Schritt zogen die Bewohner der Elendsviertel aus der Straße von Bazemmes heraus. Der Gesang der Internationale einigte sie. Die Belgier sangen sie auf flämisch, die Wäler im Wäler Dialekt.

Es war ziemlich windstill, und der Rauch der Fabrikshornsteine hing senkrecht in die Luft. Wie schwarze Würgeschiffe wurden die Rauchwolken in den Himmel geschleudert. Die Ziegelsteinhäuser waren rußgeschwärzt. Schmale Durchgänge — nicht größer als die Eingänge zu kleinen Häusern — führten von den Straßen auf Höfe. Die Höfe hatten Namen nach ihren Besitzern: Vermeulen-Hof; Cornille-Hof. Die Größe der Höfe konnte man nach der Zahl der Menschen berechnen, die hier herausströmte. Im Hintergrunde dieser Kloaken lagen die gemeinsamen Aborte. Um die Pumpe herum, die wie der Gott dieser trostlosen Stätte in der Mitte des Hofes thronete, zogen sich Waschleinen. Hohe Fäbriken und Kirchen ringsum überragten diese elenden Lächer, aus denen jetzt die Textilarbeiter hervorstürzten, um sich singend und Gerechtigkeit suchend dem Demonstrationszug anzuschließen. Die Männer trugen Manchesteranzüge, die für den heutigen Tag sorgfältig gereinigt und gebüßelt waren.

Am Platz de Quatre Chemins stand das Kind einer reichen Familie in der Uniform des St.-Joseph-Instituts. Als es die roten Fahnen erblickte, bedeckte es schnell den Kopf.

In den Straßen — sie trugen die Namen von Schlachten und Siegen: Eylau, Arcole, Wagram — standen die Einwohner der armen Viertel. Ihre Gesichter strahlten, denn heute beherrschten sie die Straße.

Langsam bewegte sich der Zug vorwärts. Jeder war glücklich, den anderen neben sich zu fühlen und in den allgemeinen Garm miteinzustimmen. Das alte Flandern feierte sein Broquetet.

Aber heute war das Fest mehr mit Wut gefüllt als mit Freude. Aus der engen, dichtbedeckten Straße de Julliers, in der eine Aneipe neben der anderen lag, quoll die Menge heraus und strömte über den Platz de la Nouvelle Avanture. Ein „Niederer“ Graveur mit Aushängeschild: Schilder für Kirchengestühle! Hundehalsbänder! Luchseinen Firnisstropf und seine Flasche Bitrol zu reiten. Der Zug strich vorbei in der Nähe der Präfektur und der Patronatswohnungen. Aber die Arbeiter gingen nicht bis dicht heran. Sie blieben in ihrem alten Bazemmes; in der Nähe ihrer Elendsquartiere und Schenken, wo sie die Herren waren. Hier sangen sie sich die Wut über ihr Leid vom Herzen.

Herr René Deprieux besuchte seine Kundschaft in Cambrai. Die durchbare Lage des Krieges hatte das Stadtbild entstellt. Zahlreiche eingeschürzte Gebäude umrahmten die Place d'Armes.

Dies Bild stimmte Herrn Deprieux traurig; er war gewohnt, materielle Werte zu schätzen. Zerstörung widersteht ihm an. Schutz- und Ziegelsteinhäuser lagen an den Stellen, an denen früher die alten kleinen Häuser gestanden hatten. Aus den fester gebauten Häusern, deren abgebrochene, geschwärzte Mauern erhalten waren, sah man durch die Fensterhöfen in den Himmel. In der breiten Seminarstraße, die weniger gelitten hatte, glänzte ein neues Schild mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grunde:

„Omer Bavelet“

Lochentücher, Batist und Leinen.

Hinter den Fenstern der Arbeitsräume, die auf den Hof sahen, arbeiteten die Mädchen an den weißen Stoffen. Plötzlich wurde für René Deprieux alles hell und klar: der Batist, das Haus und die ganze zerstörte Stadt. Fräulein Jeanne Bavelet erschien auf der Treppe. Sie stand da wie eine Königin. Man sagte in Cambrai: „Stolz wie ein Bavelet.“ Ihre grauen Augen, ihr Blondhaar, ihre Haut, die leuchtete, als ginge die Sonne hinter ihr auf — alles blendete René Deprieux. Aber beide blieben äußerlich unbewegt und ernst; sie gestanden sich ihre Liebe durch ihr Schweigen.

Die laute Stimme des Herrn Omer Bavelet durchbrach den Jauder. Herr Omer war sehr eingebildet darauf, einen Sitz in der Handelskammer zu haben, und überhaupt ein Mann zu sein, an den man nur verkaufen konnte, wenn man ihm höchste Ehrerbietung sollte.

„Deht sagte er zu Herrn René Deprieux: „Ich bin ein treuer Kunde, trotz der Streiche, die Sie mir spielen. Ihre Lieferware entspricht nicht dem Muster; der Faden ist nicht gleichmäßig und reißt. Auf hundert Meter hat der Weber einen ganzen Tag Nacharbeit. Von mir verlangt man für Fäbrerleinwand bis zu dreitausend Fils Widerstandskraft. Ich will das auch erreichen; aber ich muß einen tadellosen Faden haben. Meine Kunden beklagen sich. Leben Sie bitte:“

„Bezugnehmend auf den Besuch unseres Herrn Cornille schicken wir Ihnen zwei Stück Ihres Artikels A. T. 28 zurück. Wollen Sie uns bitte den Empfang bestätigen.“

Fräulein Bavelet wurde rot, weil René sie zu lange ansah. Sie wandte sich um und ging langsam weg.

Omer Bavelet fügte noch hinzu:

„Sie bleiben bei Ihren Jöllen auf irländisches Garn. Wir möchten das Garn gern joffrei haben, aber die Leinwand verziehen lassen. Sie sehen doch, daß Cambrai zerstört ist. Wir stehen erst wieder auf der gleichen Basis mit Island, wenn die Spinnereien dort die Spinnereien und Webereien zerstören. Wir wünschen das natürlich nicht. Aber wir wollen unser Cambrai retten. Wenn es hier keine Leinwebereien mehr gibt, an wen wollen Sie dann Ihr Garn verkaufen?“

Bavelets Stimme war bei diesen Worten so weich, wie man sie dem robusten Mann mit dem groben Gesicht gar nicht zugebraut hätte.

„Während der fünf Kriegsjahre“, fuhr er fort, „habe ich mich jeden Tag gefragt: Wird unser altes Gewerbe untergehen? Ich trug in meiner Tasche unsere schönsten Muster: Handgewebte Leinwand, Batist aus Garn Nr. 220, und ich sagte mir: wann werden wir wieder solche Ware herstellen? Für die Militärs bedeutete Stog: Stoff-Gehringen wiedergewinnen. Für mich: Wieder Batist weben. Als man auf St. Gery wieder die Tricolore gehit hat, habe ich gewiß mit Frankreich geföhlt; aber mehr gerührt hat mich innerlich noch das erste Stück Leinwand auf den Webstühlen.“

Während die deutsche Armee unser Land besetzt hatte, haben die Engländer in Paris wie wild verkauft. Die Deutschen sagten den großen Kaufhäusern und Leinwandfirmen: Cambrais ist erledigt. Alle Webstühle sind zerstört; macht mit uns einen Kaufvertrag auf fünf Jahre.

„Ehe Ihr Vater ansah, die feinen Nummern herauszubringen, haben die Irländer uns beliefert. Wir haben Ihnen geholfen. Heute mühen Sie uns helfen. Die französischen Spinnereien und Webereien müssen konzernieren. Nur vereint können wir existieren. Der höchste Preis ist nicht immer der beste. Der beste Preis ist der, der den Kunden hält. Die Eier, schnell und viel zu verdienen, hat den ganzen Handel verdorben. Wie ist Ihr Preis für das Bündel Einshufaden Nr. 220?“

Sie kamen in einen Raum, in dem fünfzig Lochentüchjäme-rinnen den feinen Stoff unter den Rollen der Nähmaschinen durchgleiten ließen. Herr Bavelet klagte über die Lage in seinem Produktionszweig:

„Wir kämpfen gegen die Seide. Leinen tragen an Stelle von Baumwolle war ein Luxus; mehr noch: ein Zeichen von Eleganz. Seit der Flachs infolge der russischen Revolution rar geworden ist, ist die Kunstfertigkeit zur Seide übergegangen. Soll ich jetzt Baumwolle, Seide oder Wolle verarbeiten? Sie können auf Ihren Maschinen nur ein Material verarbeiten. Fordern Sie hohe Preise, dann zwingen Sie uns, zur Seidenfabrikation überzugehen.“

Beflunnet, daß die strahlende Jeanne Bavelet nicht mehr da war, verteidigte René Deprieux mit starken Worten seine Ware:

„Es sieht so aus, als ob die Leinwand besiegt ist. Aber nur Geduld. Die Baumwollspinner haben im Kriege einen großen Vorsprung gewonnen; sie haben an die Kasernen Bett-Lücher geliefert, weil die Leinwandfabriken nicht genügend grobes Leinen liefern konnten. Aber — wird die Armee immer bei der Baumwolle bleiben? Nein! Sobald die Flachsproduktion wieder auf der Höhe ist, wird die Intendantur zur Leinwand zurückkehren. Leinwand hält länger. Die Baumwolle wird aus den Kasernen genau so verschwinden wie die Seide aus den Schränken der Frauen. Sehen

Sie sich einmal meinen Faden Nr. 220 an. 36 Meter bei nur 375 Franken. Was Haltbarkeit und Stärke anbelangt, so kann ich ruhig sagen: die Vorratsqualität ist wieder erreicht. Die Ehre meiner Firma ist Bürge. Prüfen Sie die Ware; dann wollen wir über den Preis reden. Kann Seide jemals so weich und fest zugleich sein?“

Herr Omer Bavelet prüfte den Faden gründlich und sagte dann: „Es ist wirklich ein Vergnügen, mit einem Mann zu sprechen, der Leinen zu schätzen weiß. Baumwolle und Kunstseide kann jeder weben. Zur Leinweberei gehört Liebe. Dem Müller ist es gleich, wozu sich seine Mühle dreht; er mahlt, was man ihm bringt: Weizen, Roggen oder Gerste. So ist das auch mit den Webern; alles durcheinander: Jute, Hanf, Flachs, Baumwolle... eigentlich zu bedauern, trotz des Geldes, das sie verdienen. Ich bin nur zufrieden, wenn ich Flachs verarbeitet. Sehen Sie sich einmal unsere Arbeit an!“

Einige Angestellte nahmen vorsichtig Stoffe aus Lannenholzfächern. Herr Deprieux salutierte sie auseinander:

„Nicht eine dünne Stelle; kein fasscher Faden. Alle Unebenheiten sind mit der Schere herausgeschitten; feineres Gewebe ist auf der ganzen Welt nicht zu haben. Wahrhaftig, wir sind die Meister der feinen Leinwand.“ (Fortsetzung folgt.)

Das neue Buch

Joseph Conrad: „Der Freibeuter“.

Weltgeschichtliche Ereignisse spiegeln sich in der Einsamkeit entlegener wohnender Menschen. Revolution, Napoleon, Kaperkrieg verlieren dort ihre Bedeutung, das Gemacht schwindet.

Zum ersten Male steigt Joseph Conrad im Roman „Der Freibeuter“, der so eben in deutscher Uebersetzung im Verlag von S. Fischer erschienen ist, in die Vergangenheit zurück, zum ersten Male spielt das Geschehen vor einer historischen Kulisse. Aber das wesentliche im Schaffen Conrads ist durch die Vertiefung des Schauplatzes nicht verändert. Pegrol erscheint als naher Verwandter der Marlome oder Heist, dieser ruhelosen, romantisch lehnstuch-wollen Wanderer der Meere, jener Menschen, die außerhalb gesellschaftlicher Bindungen stehen und nur ihrem eigenen Impuls folgen.

In diesen Menschen lebt eine sonderbare Mischung von Intellekt und dumpfem Gefühl. Sie reden wenig, denn Worte berühren allein die Oberfläche, und die Augen der Conrad'schen Menschen haben mehr gesehen. Sie tragen mit sich die Weite der See, die Wästen unendlicher Wasser, die laute Geräusche verstummen lassen und wissend machen.

Der alte Seeräuber Pegrol besitzt dieses Wissen um das wesentliche der Menschen und Dinge. Schwierigkeiten zerfallen vor seinem Blick, rein instinktiv durchschauend er die Welt, durchschauend er den Wahnsinn Arlettes, die schwer ringende Liebe des Leutnants Real und die innere Haltlosigkeit und Schwäche des Jakobiners, der einmal in aufgeregtem Blutrausch Frauen und Kinder mordete. Die große, konzentrierte und vermurzelte Kraft Pegrols ordnet die Welt um sich. Und hier kommt Conrads Ironie zum Durchbruch. Ist ein hoch Reflan mehr als dieser alte Freibeuter? Söhne er in der Admiralität, kommandierte er die Laouner Flotte, vielleicht wäre die Schlacht bei Trafalgar anders ausgefallen.

Conrad nennt einen seiner Romane „Spiel des Zufalls“, und auch „Der Freibeuter“ könnte diesen Titel tragen, der für Conrads Schaffen symbolisch ist. Aber vielleicht steckt hinter der zufälligen Fassade eine unerkannte Verknüpfung, ein Sinn, um den man nichts weiß.

Darauf liegt der Hauptakzent, auf dieser Atmosphäre der Mäglichkeiten und nicht auf den nur historischen Tatsachen, die Conrad mit tüchtiger Objektivität gestaltet. Wäuen, Ereignisse ändern wohl die Oberfläche, doch der Kern bleibt unverändert, und der Refrain klingt immer gleich:

„Daß immerfort die Menschen sich gequält,
Daß sie und da ein Stillesther gewesen.“

WAS DER TAG BRINGT.

Naturschutzparks in Frankreich.

Ein Yellowstone-Park soll in den oberen Regionen der französischen Pyrenäen, und zwar in der Nähe des berühmten „Tajirkus“ von Gavannia, angelegt werden, der mit seinen gewaltigen, bis über 3000 Meter aufsteigenden Schneegipfeln und seinen dreizehn Wasserfällen ein großartiges Gebirgs Panorama bietet und der Ausgangspunkt für Hochgebirgs Wanderungen in den Pyrenäen ist. Viele der für diese Hochgebirgsgegend typischen Tiere und Vögel sind bereits vom Aussterben bedroht. So sind die Tetros (Hafelschäner), der Fard (die Pyrenäengans) und der gefährliche Kasseier verschwunden. Den Bouquetin, den Pyrenäensteinbock, hat das gleiche Schicksal ereilt, doch hofft man, ihn wieder ansiedeln zu können. Reservations für wilde Tiere gibt es bereits in dieser Gegend bei Pau und unmittelbar an der spanischen Grenze; der jetzt geplante Park am Tajirkus von Gavannia soll diese zu einem großen Naturschutzpark zusammenfassen. Die französische Gesellschaft, die mit der Ausarbeitung der Pläne beschäftigt ist, hofft, den französischen Touringklub, den Alpenklub und die französische Geographische Gesellschaft zur finanziellen Beteiligung an der Sache gewinnen zu können. In anderen Teilen Frankreichs ist in dieser Hinsicht bereits viel getan worden. Da ist beispielsweise der große Park der Camargue im Rhodoneis, der einen ertrogeichen Jagdgrund der Zugvögel bildet und dabei der einzige Platz in Europa ist, wo man noch 300 bis 400 Flamingos in ihrem schattigen Federteil bewundern kann. Kürzlich hat auch der französische Kriegsminister die „Siedensinseln“ an der bretonischen Küste der Société d'Acclimatation zur Verfügung gestellt. Dort soll vor allem die selten gewordene Art der Affen, der dort heimischen Lauchvögel, vor der Ausrottung geschützt werden. Ein anderer wichtiger Naturschutzpark Frankreichs befindet sich auf dem Mont Pelouze in den Alpen der Dauphiné.

Kälte und Sterblichkeit.

Ein Vergleich der Sterblichkeitsziffer in Breuchen für das erste Vierteljahr 1929 mit dem gleichen Quartal des gleichen Jahres 1928 zeigt ein außergewöhnlich hohes Anwachsen der Sterblichkeitsziffer. Es starben in dieser Zeit rund 44 700 Personen mehr als in der gleichen Zeit des Vorjahres. Diese Tatsache ist in erster Linie auf die ungewöhnlich starke und langandauernde Kälte dieser Periode zurückzuführen, die die tödlichen Erkältungskrankheiten stark begünstigt hat, vor allem der Grippe, die in diesem Zeitraum fast bis auf das Siebenfache der Ziffer des Vorjahres gestiegen ist. Auch der Sterblichkeitsanstieg bei der Lungenentzündung war speziell

und selbst bei der Tuberkulose, die in den letzten Jahren fortgesetzt eine abnehmende Sterblichkeit aufzuweisen hatte, war diesmal eine, wenn auch nur geringe Zunahme vorhanden.

Um das Erbe Sobieskis.

Einer der reichsten Fürsten des 17. Jahrhunderts war König Johann Sobieski, der Vertreter Wiens aus Türkennot, der in Polen zwei Millionen Joch Besitz und bei Bemberg 800 Dörfer besaß. Sein Enkel, Johann Sobieski, wurde von den Russen vertrieben und floh nach Ungarn, wo er bis zu seinem Lebensende als Gast des Bischofs von Erlau unter dem Namen eines Grafen Pooder lebte. Nachdem Polen seine Unabhängigkeit wiedergewonnen hatte, tauchten zahlreiche Erben mit Ansprüchen gegen den Staat auf. Es sind dies unter anderem ein belgischer Ingenieur, Graf Pooder, ein pensionierter Schiffskapitän Hoppe in Brüssel, und mehrere in Ungarn lebende Adlinslinge mit dem Namen Seiff, die wieder vom Sohn des großen Johann Sobieski, Michael, abzustimmen vorgaben, der unter dem Namen Seiff anfangs des 18. Jahrhunderts in Raab ein einfacher Wagnermeister war, 1741 aber von Maria Theresia geadeht wurde. Die beiden Parteien waren klug genug, einander nicht zu bekämpfen, sondern ihre Ansprüche gemeinsam durch einen Budapestter Rechtsanwalt geltend zu machen.

Kulturelles Mißverständnis.

Aus einem der neugebauten „römischen“ Bohnhäuser in den Städten Deutsch-Südtyrols kam der kanakwürdige Inhalt eines Eimers in hohem Bogen herausgeschlagen und klatschte auf die Straße. Normal! Man ging der nicht landesüblichen Sache nach und stellte als Spenderin eine wätere Sizilianerin fest, die zur Kultivierung der deutschen Barbaren dahin verpflanzt worden war. Auf den Vorhalt der Polizei gab sie entrüstet an, in ihrer Wohnung fehle die Stätte, die für solche Absonderungen bestimmt sei. Es erfolgte Wohnungsbesichtigung. Man fand, in dem Neubau ganz natürlicherweise ein tadelloses WC. mit einwandfrei arbeitender Spülung. Mitten im Steingutboden aber lag — ein Butterpaket in Papier! Man versuchte der Sizilianerin begreiflich zu machen, daß die Butter hier sehr wohl an Ort sei — aber sie wollte sich lange nicht überzeugen lassen, daß die schöne kalte Wasserspülung zu etwas anderem als zur Nahrungsmittelführung da sei!

Allerdings, in der sonnigen Heimat der Donna ist die Sache anders. Man braucht ja nur in einem echt italienischen Haus oder in einem königlich sächsischen Eisenbahnwagen das Verichen aufzusuchen...
Visicicella.

Freie Bahn für sachliche Arbeit.

Die Freidenkerwahlen. — „Verbandsaufbau“ stellt alle Delegierte.

Die Urwahl des Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung, die am Sonntag in allen Berliner Wahlbezirken durchgeführt wurde, ergab einen Sieg der Liste „Verbandsaufbau“ über die kommunistische Oppositionsliste.

Bei der gestrigen Freidenker-Urwahl erhielt die kommunistische Opposition eine vernichtende Niederlage. Für die Liste „Verbandsaufbau“ wurden 64.340 Stimmen abgegeben, für die Liste Opposition 24.966. In keiner einzigen der 38 Wahlgruppen gelang es der Opposition, die Mehrheit zu erringen, so daß sie für die bevorstehende Bezirkskonferenz und für die Befragung der Gruppenleitungen nicht einen einzigen Kandidaten durchbrachten. Die kommunistische Opposition hat eine Niederlage erlitten, von der sie sich nicht wieder erholen wird.

Durch die Urwahl sind einmal die 50 Delegierten zum Bezirkstag gewählt, außerdem in allen Bezirken die Gruppenleitungen, die nun auch sämtlich nur aus Vertretern der Liste „Verbandsaufbau“ zusammengesetzt sind. Der Berliner Bezirkstag des Verbandes stellt von 100 Delegierten der Reichstagung 40. Da auch diese Delegierten von der Liste „Verbandsaufbau“ gestellt werden, ist schon jetzt eine sichere Mehrheit gegen die kommunistische Opposition auch auf der Reichstagung gewährleistet. Auch die Urwahlen in Leipzig und Danzig haben mit einem vollen Sieg der Liste „Verbandsaufbau“ geendet. Diese Liste erhielt in Leipzig 2500, die der Kommunisten nur 350 Stimmen. In

Danzig siegt „Verbandsaufbau“ mit 1057 gegen 462 Stimmen der Kommunisten.

Die Ergebnisse in den Kreisen:

Kreis	Abgegebene Stimmen	Verbandsaufbau	Opposition
1. Berlin-Mitte	2913	2908	1271
2. Tiergarten	5023	4851	2556
3. Wedding	7290	7038	3151
4. Prenzlauer Berg	5540	5299	2542
5. Friedrichshagen	7038	6785	3253
6. Kreuzberg	7870	7528	3242
7. Charlottenburg	3885	3714	1714
8. Spandau	1786	1728	858
9. Wilmersdorf	728	714	324
10. Schöneberg	1160	1128	532
10/12. Steglitz-Zehlendorf	1714	1650	764
13. Tempelhof	1199	1150	549
14. Neukölln	9409	9038	4771
15. Treptow	2456	2351	1051
16. Rittenberg	1150	1128	522
17. Lichtenberg	2812	2714	1149
18. Weißensee	1128	1085	543
19. Pantow	1582	1528	654
20. Heinersdorf	1947	1885	862
Gesamtresultat	64340	61966	24966

Die Kommunisten haben nun auch ihre letzte Position in den großen Arbeiterorganisationen verloren. Die Arbeit des Verbandes für Freidenkertum und Feuerbestattung war jahrelang durch eine törichte Opposition gehemmt. Die Urwahlen am Sonntag haben den Weg freigemacht zu einer erfrischenden Aufbauarbeit im Interesse des arbeitenden Volkes.

Berliner Demokraten „arbeiten“.

Listverbindungen mit den Deutschnationalen.

In der Stadtverordnetenversammlung haben die Mittelparteien, die gewillt sind, die Finanzschwierigkeiten Berlins überwinden zu helfen, einen äußerst schweren Stand. Die Flügelparteien zeigen ganz unerbittlich ihre Befriedigung darüber, daß die Selbstverwaltung bedroht erscheint. Die Deutschnationalen, die natürlich die inneren Ursachen der Berliner Finanznot, die Anleiheperre, die starke Zuwanderung und den ungünstigen Finanzausgleich ganz genau kennen, versuchen in demagogischer Weise die ganze Verantwortung auf die bisherigen Eitelparteien zu schieben und weisen bei jeder Gelegenheit mit Stolz darauf hin, daß sie sich in all den Jahren an der Staatsarbeit nicht beteiligt haben. Dies Verhalten erfährt bei allen verantwortungsbewußten Parteien die schärfste Ablehnung. Nur die Demokraten scheinen auf einen kleinen Vorteil von den Rechtsparteien zu hoffen. In verschiedenen Bezirken, z. B. im Bezirk Tiergarten, sind die Demokraten Listverbindungen mit den Deutschnationalen eingegangen, um einen Stadtratsposten zu erhalten. Es ist sicher Geschmackssache, sich um einen solchen Vorteil mit einer Partei zu verbünden, von der man sonst in allen Tonarten beschimpft wird. Die Demokraten tun es aber auch noch billiger! In der zentralen Gesundheitsdeputation werden ständige Ausschüsse gebildet, die nur vorbereitende Arbeiten zu leisten haben; endgültige Beschlüsse können ausschließlich von der Deputation gefaßt werden. Um in diesen Ausschüssen auch einen Sitz zu bekommen, sind die Demokraten wiederum eine Listverbindungen mit den bürgerlichen Parteien mit Einschluß der Deutschnationalen eingegangen.

Jede Partei muß natürlich selbst wissen, in welches Lager sie gehört. Die Demokraten schlagen sich in Berlin immer auf die Seite der Fraktion, bei der sie im Augenblick ihre Forderungen und Ansprüche, die nie in einem richtigen Verhältnis zu der Kleinheit ihrer Fraktion stehen, am erfolgreichsten durchsetzen können. Diese Unzuverlässigkeit, die auf die Dauer für eine Koalitionspartei unerträglich ist, untergräbt die Möglichkeit der so notwendigen systematischen Arbeit im Rathaus!

Berufsschulen in Gefahr.

Aus den Kreisen der Berufsschullehrer wird uns geschrieben:

Die Berliner Berufsschule, mehr bekannt unter der früheren Bezeichnung Pflichtfortbildungsschule, wird am 1. Mai d. J. das Fest ihres fünfundsingzigjährigen Bestehens feiern. Die jüngere Arbeitergeneration kennt sie aus eigener Erfahrung, die ältere nur durch Söhne und Töchter, die sie besuchen. Das Schülermaterial der Berufsschule rekrutiert sich fast reiflos aus den Kreisen der proletarischen Arbeiterschaft. Zum größten Teil tadellose junge Leute, sind diese Berliner Berufsschüler lernbegierig und bestrebt, sich zu einer Weltanschauung hindurchzurängen. Jedoch auch alle diese Elemente sind unter ihnen, denen Sabotage Prinzip ist, die sich in keine Arbeitsgemeinschaft einfügen wollen. Die Berufsschularbeit ist daher nicht leicht. Jeden Nachmittag hat der Lehrer eine andere Klasse vor sich. Was in den sechs Unterrichtsstunden aufgebaut ist, wird in den nächsten sechs Tagen durch andere Einflüsse, die länger und nachhaltiger wirksam sind, zum großen Teil wieder zerstört. Es ist schwer, die Klassengemeinschaft zu einer Arbeitsgemeinschaft zu formen. Die Bildungsarbeit an den im Entwicklungsstadium stehenden 16jährigen Jungen wird außerdem erschwert durch ungünstige äußere Schulverhältnisse. In dieser Beziehung geht's nämlich in der Berufsschule nicht vorwärts, sondern rückwärts. Bis 1924 hatte jeder Berliner Berufsschullehrer im Durchschnitt etwa 92 Schüler zu betreuen. 1924 ordnete der Staat ein Sparen an. Die Berufsschule hat unter diesen Sparmaßnahmen ungeheuer leiden müssen. Arbeitsstunden der Lehrer und Klassenstärke wurden damals so erhöht, daß in Berlin jetzt auf jeden Lehrer durchschnittlich 137 Berufsschüler kommen. Nun muß noch einmal gespart werden, und zwar auf Veranlassung der Stadt. Wieder gibt's Erhöhung der Klassenfrequenz. Im Durchschnitt 171 Schüler soll nach den Plänen des Magistrats jeder Lehrer nun betreuen. 92 früher, 137 jetzt, 171 in Zukunft! Die Klassenstärke will man in der Volksschule um 3 erhöhen, von 33 auf 36, in der Berufsschule aber um 7, von 29 ebenfalls auf 36. Als wenn der Unterricht von 36 jährigen Volksschülern und 36 sechzehnjährigen Berufsschülern dasselbe wäre! Das geht selbstverständlich nur

auf Kosten der Qualität. Es wird nämlich nicht zu vermeiden sein, daß die Schülerzahl in sehr vielen Klassen nun mehr als 40 betragen wird. In so überfüllten Klassen ist ein nennenswerter Erfolg, insbesondere bei einem nur normal begabten Lehrer, selbstverständlich nicht zu erwarten. Die in jeder Klasse vorhandenen lernenden Elemente gewinnen da gar zu leicht die Oberhand. Die Bemühungen des Lehrers sind keine Arbeit mehr, sondern eine aussichts- und erfolglose Quälerei. Die Berufsschule muß unter solchen Verhältnissen ihren Wert einbüßen. Wenn die Arbeiterbildung am Herzen liegt, dem kann das alles nicht gleichgültig sein.

Vortragsabend des Tibetforschers Filchner.

Im Rahmen der „Freien Sozialistischen Hochschule“ findet am Sonnabend, dem 22. März, abends 8 Uhr, im Plenarsaal des Reichstages ein Lichtbildvortrag mit Originalbildern des berühmten Tibetforschers Dr. Wilhelm Filchner statt. Er spricht über seine Erlebnisse auf seiner letzten Forschungsreise in Tibet. Es empfiehlt sich, möglichst frühzeitig Karten zu besorgen. Karten zum Preise von 50 Pf. sind zu haben:

Reichsausschuß für sozialistische Bildungsarbeit, Berlin SW 68, Lindenstr. 3, I. Hof, III; Dieh-Buchhandlung, SW 68, Lindenstr. 2; Bezirksbildungsausschuß, SW 68, Lindenstr. 3, II. Hof, II; Bund der Arbeiter, Angestellten und Beamten, S 14, Wollstr. 65; Deutscher Holzarbeiterverband, S. Am Köllnischen Park 2; Zigarrengeschäft Jorch, SO, Engelstr. 24/25; Verlag des Bildungsvorstandes der Deutschen Buchdrucker, S. Dreibundstr. 5; Zentralverband der Angestellten, S. Hedemannstr. 12; Verband der graphischen Hilfsarbeiter, S. Ritterstraße, Ecke Luisenufer; Verlagsgesellschaft des ADGB, Abteilung Sortiment, Inselstr. 6a.

Eine neue Sexualberatungsstelle. Die Gesellschaft für Sexualreform hat eine Sexualberatungsstelle unter Leitung der Herren Dr. H. Lehfeldt und Dr. F. G. Hirsch mit der sexuellen-wissenschaftlichen Beratung von Dr. F. A. Theilhaber eingerichtet. Sie befindet sich in der St. Präsidentenstraße 3 (nahe Bahnhof Börse) und ist geöffnet jeden Mittwoch und Freitag von 17 bis 20 Uhr. Beratung erfolgt kostenlos.



Montag, 10. März.
Berlin.

- 16.05 Dr. Wolfgang Pohl: Sozialpolitische Umschau.
 - 16.30 I. Mozart: Sonate G-Dur, K.-V. 283 (Hans Bork, Klavier). — 2. Gesänge (Rose Steiner, Sopran; am Flügel: Julius Bürger). — 3. Moscheles (gest. 10. 3. 1870): Sonate melanionique, op. 49 (Hans Bork). — 4. Rich. Strauss: Lieder (Rose Steiner). — 5. Beethoven: Deutsche Tänze (Hans Bork).
 - 17.30 Fechtturnen (Sprecher: Dr. Herbert Hoops).
 - 18.00 Dr. med. Alfred Beyer: Selbstbildung.
 - 19.00 Das Interview der Woche.
 - 19.30 Russische Volksmusik (Schallplatten).
 - 19.30 Ostliche und westliche Frauenchöre.
 - 20.00 Ernst Glaser: „Der Wiederaufbau“.
 - 20.30 Internationaler Programm Austausch. Von Warschau. Orchesterkonzert, Dirigent Joseph Oziminski. L: I. Karłowicz: Sinfonische Dichtung. — 2. Fr. Chopin: a) Fantasia über polnische Themen mit Orchesterbegleitung; b) Barcarole; c) Valse, op. 34, Nr. 1; d) Impromptu; e) Polonaise (Joseph Silwinski, Klavier). II.: Tänze und polnische Lieder. (Tanzorchester Jean Kozarwicz; Orchester der Philharmonie, Warschau.)
- Nach den Abendmeldungen bis 0.30: Tanzmusik.
- Königswusterhausen.
- 17.30 Dr. Hanns Rohd: Das Klaviertrio der Wiener Klassiker.
 - 17.45 Direktor Weitsch: Das Volkshochschulheim.
 - 18.20 Prof. Dr. Albert Dietrich: Besinnliche Viertelstunde.
 - 18.40 Englisch für Anfänger.
 - 19.05 Dr. Hans Fr. Blanck: Eigene Novellen und Gedichte.
 - 19.30 Schlange-Schönungen: Frühjahrsbesinnung.
 - 20.00 Unterhaltungsmusik.
 - 20.45 Spontini-Weber. Dirigent: Selmar Meyrowitz.

Ellen Sie zu Carraloni, denn die letzten Tage des Berliner Ostspiels haben herauf! Jeder muß diese Gelegenheit zum Besuch des größten europäischen Reiches aus. Täglich abends 7 1/2 Uhr Vorstellung. Nächste Nachmittagsvorstellung Mittwoch, 12. März, 3 Uhr. Karten sind zu allen Preisklassen und auch in allen Preisklassen erhältlich.

Achtung!

Morgen früh von 8¹⁵ - 8³⁰ spricht durch den Rundfunk

HERMANN TIETZ

und **KADEWE** zu Ihnen!

Sofort nach Durchbruch:

zu **Tietz** und ins **Kadewe**

Billige und gute Lebensmittel einkaufen!